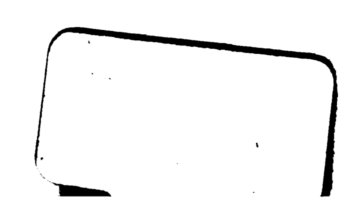

IJ2 X



Künstlerbilder.

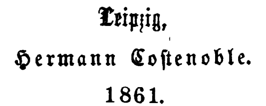


Künstlerbilder.

Von

A. von Sternberg.

Erster Band.



Leipzig,
Hermann Costenoble.
1861.

Inhalt.

Gertrud Mara.

Die alte Obstfrau.

He! ist denn Niemand hier zu Hause? —

Herr Gutrus! He! Aufgemacht! Was, zum Guckuck! treibt der alte Narr, daß er nicht hört, wenn Jemand klopft: He! He! Sackerlot, ist das Nest vernagelt! Herr Gutrus! Herr Gutrus! Spielt der Mann so eifrig, daß er nichts hört außer dem kratzenden Strich seiner Geige! Herr Gutrus!

Diese rufende Stimme gehörte einer alten Obstfrau, die auf dem Treppenabsatz des vierten Stockwerks eines abgelegenen Hauses stand, woselbst ein Dachzimmerchen von einem armen Musikanten bewohnt wurde, der Gertrudus Schmähling hieß.

So soll ich mit meinen schönen Aepfeln wieder nach Hause gehen? murrte die Alte, indem sie sich auf die Stufe am Fenster niedersetzte; und ich

habe sie doch ganz besonders für den Mann auserlesen! Ei, er soll aufmachen! Spielen kann er zu jeder Zeit, nicht aber ist zu jeder Stunde ein Geschenk bei der Hand! Ich will einmal sehen, ob sich nicht irgendwo eine Oeffnung findet, wo man hineinschauen kann; es war mir so, als hätte ich einst so etwas dergleichen gesehen. Sie ging einen kleinen Gang hinab, der sich zur Seite des Daches befand, und zu einer kleinen versteckten Bodenkammer führte; hier entdeckte sie ein Fensterchen, das sich nach innen öffnete, und von welchem man einen Theil der Wohnstube überschauen konnte. Sie stand stille, und hob sich auf die Fußspitzen und lauschte mit einiger Mühe hinein.

Ei! rief sie, Gott steh' mir bei, wahr und wahrhaftig, das Kind spielt! es ist das Kind! ja das Kind und wie ist's dabei! ganz roth ist der kleine Pudelhans geworden im Gesichte! Wie ein kalekuttischer Hahn! He Kätzchen! So höre doch. He! Mach' die Thür auf — ich will hinein. Unverstand! hörst Du nicht? Ich bin es, die Frau Barthels, die Obstfrau, schließ' doch auf.

Die Musik hörte auf, und eine feine Stimme antwortete von innen etwas, das aber nicht zu verstehen war.

Was sagst Du? Närrchen. Du kannst nicht

herab von Deinem Stuhl? Richtig, wer hat die Klappe zugemacht? Was, keine Schlüssel? Also auch nicht. Hat der Mann den vierjährigen kleinen Wurm am Stuhle festgemacht, ist fortgegangen, und hat die Thür zugeschlossen. Das ist 'ne schöne Bescheerung. Nun Kind, was sollen wir da machen? Wir müssen warten, bis der Papa wiederkommt.

Sie hielt einen Augenblick inne, dann fuhr sie, wie im Selbstgespräch, fort: Oder soll ich dem Kinde die Aepfel geben? aber nein, ich habe dem Manne noch allerlei zu bestellen. Wann kommt der Papa wieder, Kind? Du weißt es nicht. Nun, ein paar Minuten hab' ich Zeit. He! spiel' das letzte Stückel noch einmal, es war eine gar hübsche Musike.

Das Kind nahm wieder die Geige zur Hand, und die alte Frau ergötzte sich beim Zuhören. Sie schlug die Hände zusammen, machte Bewegungen wie beim Tanze, und gab den Takt an mit dem Absatze ihrer Holzpantoffeln. Diese Scene mochte eine Weile gedauert haben, als die Stimme eines Mannes erscholl, der am Eingang des kleinen Ganges stehend, sein Bravo! Bravo! rief, mit einem Tone, der wie das Gekrächze eines Raben klang. Die Alte blickte auf, und den Zuschauer bei ihrer excentrischen Lustigkeit erkennend, rief sie:

Sieh' da, der Herr des Hauses! Guten Tag, Meister Gutrus, Ihr seht, wir machen uns lustig.

Wenn die Katze nicht zu Hause ist, so tanzen die Mäuse! rief dieselbe mißmuthige und rauhe Stimme. Wer Teufel kratzt denn da die Violine?

Euer Kind, Eure Tochter! sagte Frau Barthels. Wer sollt' es anders sein, da Ihr die Thür abgeschlossen habt? —

Wahrhaftig! rief Herr Schmähling, indem er durch das Fenster blickte. Willst Du wohl das bleiben lassen, Trudel! Hat sie eine der Geigen genommen, die mir zum Ausbessern übergeben worden. Warte, ich werde Dir das Handwerk legen.

Ei Vater! rief die Obstfrau, ein anderer Mann würde froh sein, wenn er erführe, daß sein Kind schon so artig spielen kann. Potz Wetter! wenn das meine Tochter wäre! ich zöge mit ihr herum und ließe sie sehen. Wahrhaftig, so thäte ich!

Schackschnack! brummte Herr Schmähling, Ihr thut nicht klug, daß Ihr dem Kinde so etwas hören laßt! Kommt, was bringt Ihr mir Neues?

Mit diesen Worten schloß er das Zimmer auf und nöthigte die Obstfrau einzutreten. Drinnen saß das kleine Wunderkind mit traurigen Geberden, denn es wußte schon, jetzt waren vom Vater

Drohungen, Scheltworte, wohl gar Püffe zu erwarten. Doch begnügte er sich diesmal, die Kleine aus ihrem Gefängnisse, dem Stuhl zu befreien, und sie mitten im Zimmer auf ihre Füße zu setzen, und sie ein wenig am Ohr zu zupfen, indem er nochmals ihr einschärfte, die Geigen ruhig liegen zu lassen, so wie er sie hingelegt; dann wandte er sich zum Gaste, und nachdem er sich vertraulich neben sie gesetzt sagte er: Nun, was habt Ihr für mich? denn ganz ohne Grund und Absicht seid Ihr doch nicht die vielen Treppen mit Eurem kranken Fuße heraufgestiegen.

Zuerst, sagte die Frau, diese schönen frühreifen Borsdorfer! ich weiß, Ihr liebt sie, und draußen müßt Ihr manchen Pfennig dafür ausgeben, wenn Ihr sie kaufen wollt. Da habt Ihr den Schatz, der mir ordentlich durch seine Schwere die Tasche niedergezogen hat. Und dann hab' ich noch eine Neuigkeit für Euch, die ist aber nicht so süß und schmackhaft, wie die Aepfel.

Nur zu! was ist's? fragte der Musikus.

Vor einem paar Tagen ist die Frau gestorben, die alte Dame, Ihr wißt es schon, deren Enkel Ihr heimlich Musikunterricht gabt.

Frau Wille —

Ganz recht, die Rathsherrn-Wittwe, sie wohnte

in der Straße, die vom Thore ausführt; ehemals hatte ich meinen Stand dort, aber die Wache ist in der Nähe, und das viele Hanthieren mit den Soldaten, das Kommandiren und zunächst auch die langen Finger, die die Jungen machten, wenn sie an meinen Aepfelkörben vorbeikamen, vertrieben mich von dort. Jetzt sitzt die rothe Trine dort, das ist ein Weib, für so etwas ganz wie gemacht, dreist und mit der Zunge voran, vor der haben die Burschen ordentlich Respekt.

Nun Frau Barthels, wie ist's mit der Wille?

Ja, die ist nun todt, und der Kaufmann Roland, ihr Sohn, hat erfahren, daß Ihr seinem Knaben heimlich, so brodlose, unnütze Künste beigebracht —

Unnütze Künste! brummte der Musikant. Und was geschah, that ich doch nur auf Wunsch der Großmutter.

Gewiß, deßhalb will er Euch auch nichts anhaben, sonst wäre er nicht übel Willens gewesen, Euch zu verklagen und auf Herausgabe des gewonnenen Geldes zu dringen; sagte die Alte.

Ei seht mal, da soll ich wohl die vier Silbergroschen herausgeben, die ich täglich für die Stunde bekam! zürnte der beleidigte Musikus. Wahrlich, es ist ein Verderb und eine Schande, und es thäte

noth, ich lernte auf meine alten Tage das Holzhacken! Nun, was soll denn aus dem Jungen werden?

Kaufmann, was der Papa ist, erwiderte die Frau. Er darf keine Note mehr ansehen, und seine Geige ist ihm schon genommen, die bekommt er auch nicht wieder zu sehen.

Da soll der Teufel drein fahren! zürnte der beleidigte Musikus. Der Erwerb wird täglich geringer, die Ausgaben wachsen!

Das meine ich auch, bemerkte Frau Barthels, und deßhalb habe ich Euch einen Vorschlag zu machen. Aber Ihr müßt mich ruhig anhören; es ist, Gott weiß es, ein guter, annehmbarer Vorschlag.

Nun? rief Vater Schmähling, indem er sich wieder niedersetzte.

Seht, sagte die Alte in einem vertraulich heimlichen Tone, ich komme in die Jahre, wo ich einen Gehülfen bei meinem Obsthandel brauche. Der Jakob, mein Neffe, geht in die Lehre bei einem Schuster, und seine Stelle, was sagt Ihr dazu, kann Eure Tochter einnehmen. Halt, laßt mich nur aussprechen. Sie ist nicht flink auf den Beinen, das braucht sie auch nicht zu sein, sie sitzt hinter ihren Körben und handelt ganz ruhig mit

den Leuten, und Sonntags Nachmittag macht sie mir etwas Musik vor, die ich gar sehr liebe, und wenn die Woche um ist, so giebt es ein paar Pfennige, die ihr gehören und mit denen sie machen kann, was sie will. Dabei hat sie Kost und Wohnung bei mir, und was die Kleidung betrifft, da wird sich schon etwas finden, was man zu einem Sommerrock und für einen Winteranzug für die Kleine zusammenschneiden kann.

Der Vorschlag war gemacht, und die Alte freute sich innerlich, daß sie ihn heraus hatte. Jetzt saß sie da und sah gutmüthig freundlich den Mann an, der sorgenvoll unruhig im Zimmer auf- und abging. Endlich stand er still, winkte die Kleine herbei, gab ihr die Hand und fragte: Trudel, hast Du gehört und verstanden, was Deinetwegen gesprochen worden?

Die Kleine sah den Vater aufmerksam in die Augen, dann blickte sie auf die Obstfrau und erwiderte rasch: O ja, verstanden hab' ich's wohl! Ich soll von Dir fort, und mit der Mutter da gehen. Aber das will ich nicht.

Trotzkopf! rief der Vater; geh' und bedanke Dich bei Frau Barthels für die Güte, die sie gehabt hat.

Das Mädchen ging zu der Obsthändlerin, machte ihr einen Knix und stammelte dazu: Ich danke.

Die Alte nahm sie, schloß sie in ihre Arme, und rief halb böse halb lachend, böse Kröte Du, warum willst Du nicht zu mir kommen? —

Weil ich vom Vater nicht weg will, sagte die Kleine eben so rasch.

Aber Du siehst ja, der Vater ist selber oft nicht zu Hause, wo soll er mit Dir hin? Du bist ihm zur Last, sagte Frau Barthels.

So kann er mich auf dem Stuhle einsperren, wie Ihr mich heute gefunden habt, rief die Kleine, aber ich bin doch bei ihm. Wenn er nach Hause kommt, so bin ich da.

Närrchen, das bist Du, das ist gewiß! rief Herr Schmähling, unwillkürlich gerührt durch die naive Zärtlichkeit seiner Tochter. Er zog sie zu sich, und sie zwischen seine Kniee nehmend, rief er: Ich habe Dir auch etwas mitgebracht! Da, da nimm! Er gab ihr ein kleines Stück Zucker, in buntes Papier eingewickelt. Die Kleine empfing es mit leuchtenden Augen, doch ohne einen Dank zu sagen. Sie brachte dagegen die Bitte vor, der Vater möchte ihr die Geige heraus lassen, wenn er wieder fortginge.

Die Geige, und immer die Geige! böses Kind,

rief der Musiker, was hast Du nur immer mit der Geige?

Ich spiele darauf, erwiderte die Kleine ernsthaft.

Du spielst darauf, Du willst sagen, Du kratzest darauf! Das Instrument leidet darunter! sagte der Vater.

Herr Christoph hat gesagt, ich könnte schon mit Dir zusammen ein Stückchen spielen, und dann sollen wir in die weite Welt gehen und musiziren.

Frau Barthels schlug ein lautes Gelächter auf. Man sehe, rief sie, wie dem Kinde schon der Kopf verdreht worden! In die weite Welt gehen! Musiziren! Ei ja, das wäre was Rechtes. Nein Kind, da komm lieber zu mir, und steh' hinter den Aepfelkörben.

Der Vater sah verdrießlich und bekümmert das Kind an, dann sagte er: Hat der Herr Christoph dies wirklich gesagt?

Gewiß und wahrhaftig! tönte die Antwort.

So ist er ein Narr, sagte Herr Schmähling, und dazu noch ein böswilliger, denn er setzt Dir unmögliche Dinge in den Kopf. Wann war er hier?

Gerade wie Du weggegangen warst, heute noch.

Wieder ging der Musikus auf und ab, dann blieb er stehen und sagte: Nun so spiel' einmal!

Hören kann ich's schon. Er nahm die Geige, die er weggelegt hatte, und gab sie der Tochter.

Diese setzte sich mit Mühe auf dem Stuhl zurecht, faßte das Instrument, prüfte dessen Saiten und den Bogen und zog dann sicher und fest die ersten Töne eines bekannten Liedes, das sie den Vater oft hatte spielen hören. Dieser stand dabei und schaute zu; Frau Barthels sah abwechselnd auf das Kind, und auf den Vater. Jetzt nahm der Mann seine Geige und spielte die Begleitung dazu. Dadurch angefeuert nahm die Kleine sich zusammen, trug ihre Noten ganz geschickt und richtig vor, und das Lied wurde zur beiderseitigen Zufriedenheit glücklich zu Stande gebracht.

Jetzt etwas Schwereres! rief der Vater, und fing an die ersten Töne eines Chorals zu spielen.

Die Kleine lauschte, dann setzte sie die Geige an und spielte die zweite Stimme des Chorals.

Was Kind! rief der Vater, die zweite Stimme! das weißt Du schon?

Die Kleine sah rothglühend aus, die Augen funkelten ihr im Kopfe, sie brachte auch den Choral richtig heraus. Als dies beendet war, legten Vater und Tochter die Geigen hin, und eine Pause entstand, während welcher der Musikus mit froher Ueberraschung sein Kind betrachtete. Dann nahm

er es vom Stuhle, küßte es und setzte es wieder hin. Dafür sollst Du diese Geige haben! rief er, nimm hin, sie ist Dein! Du mußt Dich darauf täglich üben und wir wollen zusammen spielen.

Die Kleine hielt die geschenkte Geige in der Hand, und wußte verlegen und überrascht nicht, was sie thun sollte.

Frau Barthels rief: Satanskind, so lauf' doch zum Papa und bedanke Dich. Bist jetzt auch ein Spielmann, hast Deine eigene Geige! Sapperment.

Furchtsam näherte sich das Mädchen dem Vater. Papa! ist das Dein Ernst? hub sie an, die Geige emporhaltend. Ein beifälliges Nicken war die Antwort, und sogleich lag Gertrud dem Vater in den Armen. Jetzt will ich spielen! Jetzt soll gespielt werden! rief sie triumphirend.

Und getanzt! setzte Frau Barthels hinzu, und ergriff das Mädchen an beiden Händen, und walzte mit ihr in der Stube umher. Der Vater spielte dazu eine lustige Melodie.

Das ist meine kleine Musikantin! rief die gutmüthige Obsthändlerin, habt Respekt vor ihr! Hört Ihr, Ihr Leute! O, die kann spielen, wie die Engelein im Paradiese! Der Herr Christoph ist doch ein ganzer Mann, daß er das so herausge-

bracht hat! Gelt, jetzt ist es nichts mit dem Obsthandel, jetzt geht es auf Reisen!

Jetzt geht es in die Studirstube! sagte Meister Schmähling. Wir wollen mal sehen, ob in dem Kinde etwas steckt. Noch wissen wir das nicht. Täglich ein paar tüchtige Arbeitsstunden. Und ist sie träge, will sie nichts lernen, da heißt es: Marsch, zu Frau Barthels, hinter die Obstkörbe? —

Ein Monat war vergangen während fortgesetzter Musikstunden zwischen Vater und Tochter, da lud Beide der Herr Christoph, der unten im Hause das Materialwaaren-Lager hatte, zu sich zu Tische. Als sie kamen, war gerade der Musikdirektor des Stadtmusikcorps, der mit dem Handelsherrn in Verwandtschaft stand, zugegen. Während des Essens kam das Gespräch auf Musik, und der Direktor, der von der Kleinen und ihrem Talent schon gehört, forderte sie auf, ihm etwas vorzuspielen. Dies geschah, als der Mittagstisch beendet war, und der fremde Mann äußerte sich ausnehmend günstig und anerkennend über das Gehörte. Jetzt drang man in den Vater, einen Entschluß zu fassen: er solle reisen, mit der Tochter reisen und sich hören lassen. — Sie ist noch nicht so weit! war die einzige Antwort des Mannes.

Laßt mich nur machen, vielleicht gelingt es mir, sie so weit zu bringen! Nur Zeit!

Noch ein paar schwere Unterrichtsmonate, wo das Kind wirklich das Unglaubliche leistete in Fleiß und Anstrengung, und der Vater willigte in eine Reise. Herr Christoph, der ein Enthusiast für Musik war, schoß eine kleine Summe vor, und die Reise sollte zuerst nach Wien gehen. Am Wagen erschien noch Frau Barthels, um Abschied zu nehmen. Nun geht meine kleine Musikantin in alle Welt! rief sie, und Thränen standen ihr in den Augen. Ach, wir werden uns wohl nicht mehr wiedersehen! Leb' wohl, Kind, leb' wohl! — Wer kann das wissen, entgegnete der Vater, vielleicht mißglückt mein Plan und die Trudel macht es mir nicht zu Dank, dann bringe ich sie wieder, und setze sie selbst hinter Eure Körbe. —

Die Kokette.

Sechs Jahre waren vergangen, Vater und Tochter hatten sich unterdessen unablässig auf Reisen getummelt, hatten in Wien einen längern Aufenthalt gemacht, dann die kleineren Städte in Oestreich besucht, überall war ihnen eine leidlich gute Aufnahme geworden. Dies befriedigte aber den Vater Schmähling nicht, es hatte ihm ganz anders geträumt; auch das Mädchen war zu Zeiten mißmuthig, doch ließ sie es ihrem Vater nicht merken. Ihr Fleiß blieb derselbe, ja er nahm noch zu, je nachdem ihre körperlichen Kräfte wuchsen. Sie war jetzt eine geübte Violinspielerin und trat als solche auch in allen kleinen Concerten auf, die der Vater veranstaltete, wo sie theils allein spielte, theils mit Anderen zusammen, die schon einigen Ruf hatten.

Es wurde eine Reise nach London beschlossen. Mit einem Virtuosen auf dem Horn und einer Harfenspielerin machte sich Vater Schmähling auf den Weg. Jetzt kam man in's Land der Guineen, nun oder nirgends mußte es guten Erwerb geben. Aber die armen Musikanten, wie sollten sich ihnen die Pforten zu Glanz und Reichthum öffnen? Wer sollte ihnen den Schlüssel geben in die Wohnungen des Ueberflusses? Sie wanderten mit ein in die ungeheure Weltstadt, mit dem Gesindel der Tausende von Bedürftigen, die aus aller Welt Enden hier täglich, ja stündlich nahten; Viele sanken auf dem Wege ermüdet und von der Krankheit aufgezehrt hin, Andere raffte der Leichtsinn weg, wieder Andere fanden in der gänzlichen Mittellosigkeit ein Hinderniß, kurz, vor den Thoren der ungeheuren Stadt langte nur ein verhältnißmäßig kleines Häuflein an. Unter diesem befand sich auch Vater Schmähling und seine Tochter. Der Virtuos auf dem Horn war erkrankt unterwegs, die Harfenspielerin hatte einen leichtfertigen Freund gefunden, mit dem sie durchging, nur der Vater mit seinem Kind an der Hand, wanderten in die Weltstadt ein, und fand bei einem befreundeten deutschen Händler ein nothdürftiges Unterkommen.

Jetzt dauerte es lange, ehe man Ohren und

Thüren fand, die sich den Unbekannten, ohne Schutz und Vermittelung Auftretenden öffneten, der Zufall war ihnen günstig.

In einer sehr belebten Straße kamen mehrere Wagen so in's Gedränge, daß einer derselben den Fußweg berührte und dort die Fußgänger in Gefahr brachte; Gertrud Schmähling war unter diesen, und die Räder des Wagens gingen so dicht an ihrem Körper vorüber, daß sie laut aufschrie und es einen kleinen Auflauf unter der Menge gab. Man sagte, ja Viele wollten wissen, das Mädchen sei überfahren worden. Das Gedränge wurde so arg, daß der Wagen halten mußte und die darin sitzende Dame ausstieg und in den Laden trat, der mit Putzsachen angefüllt war. Hier bot man ihr einen Stuhl, sie erkundigte sich nach dem Unfall, und so kam es, daß Gertrud mit ihrem Vater mehr in den Laden geschoben wurden, als daß sie freiwillig eintraten. Sie sah die junge Dame in ihrem Stuhl sitzen, vor ihr der Kaufmann des Ladens, der ihr den ganzen Vorgang, den er mit angesehen, erklärte; zugleich erschien, völlig unversehrt, das Mädchen vor ihren Blicken. So ist's gut, sagte die Dame, so ist also kein Unglück geschehen und die fremde kleine Miß ist nur mit dem Schrecken davon gekommen. Sie winkte hiermit die Kleine

zu sich, streichelte ihr die Wangen, erkundigte sich, wo sie sei und was sie in London suche. Als sie theils von Gertrud selbst, theils von ihrem Vater den Zweck der Reise erfahren hatte, zog sie ein Täfelchen hervor und schrieb sich den Namen auf, indem sie dabei bemerkte, sie würden von ihr hören. Nachdem sie die Kleine aufgefordert hatte, etwas von den Putzsachen für sich auszusuchen, was sie bezahlen wolle, und Gertrud ein einfaches Spitzenhalstuch wählte und sich höflichst dafür bedankte, stieg sie wieder in ihren Wagen und fuhr ab. Man kann sich denken, daß der Vater und die Tochter höchst neugierig nach dem Namen und dem Stand der Dame waren, die ein vornehmes und elegantes Aeußere hatte. Der Kaufmann erwiderte auf ihre Fragen, die junge Schöne sei allerdings sehr reich und vornehm, die erste Hofdame der Königin und gedenke sich in kürzester Zeit zu vermählen. Beide, Vater und Tochter, waren jetzt sehr gespannt auf die versprochene Hülfe. Diese langte noch zu Ende der Woche an, sie bestand in einer Einladung der Lady, bei ihr zu spielen, an einem bestimmten Abende, wo eine kleine Gesellschaft versammelt war. Gertrud putzte sich, so gut sie konnte, vergaß nicht das Tüchelchen, das sie der Güte der Lady verdankte, und fuhr

mit ihrem Vater hin. Der Abend verging gut, die schöne Wirthin sagte der kleinen Virtuosin einige Complimente, und bemerkte zugleich, ob sie nicht im Besitz einer Singstimme sei, die ohne Zweifel besser passe zu ihren Concerten als die Violine, die immer bei einer Frau etwas Linkisches habe. Gertrud erwiderte, daß sie allerdings Versuche im Singen gemacht, da aber Niemand sie aufgefordert habe, darin fortzufahren, so habe sie es gelassen. Ein ansehnliches Geschenk wurde dem Vater eingehändigt, der davon entzückt war, denn es übertraf Alles, was er sonst bei derlei Gelegenheiten erhalten hatte. Es verging nicht eine Woche, als eine noch höhere Gunst der Lady stattfand, eine Einladung zum Concert bei der Königin. Dies war ein Erfolg, den sich viele in London anwesende Musiker, durch alle ihnen zu Gebote stehende Mittel, zu erstreben suchten, und den jetzt ein fremdes, unbekanntes Kind erreichte. Natürlich wurde der Neid rege. Vater Schmähling dankte in einem zierlichen Billet seiner hohen Gönnerin und gab kund, daß seine Tochter nicht im Besitz eines zu diesem Zwecke passenden Anzuges sei. Statt der Antwort langte eine Kammerfrau der Lady an, die eine Menge Putzsachen, unter andern eine schöne, modische Robe

mitbrachte, welches Alles der Kleinen zum Geschenk gemacht wurde.

Am Morgen des Tags, wo das Concert bei Hofe stattfinden sollte, saß die Königin an ihrem Putztische und ließ sich frisiren; wie gewöhnlich war Lady Tembrocke, dies war der Name der Dame, ihrer Vertrauten und Lieblingsdame, bei ihr. Beide sprachen vertraut über einige Vorfälle des Tags und über Dinge, die zu dem engsten Vertrauen der beiden Damen gehörten. Die Königin machte der Lady Vorwürfe, daß sie die Bewerbungen eines angesehenen jungen Cavaliers so kalt aufnahm, sie forderte sie auf, da sie wisse, daß derselbe ihr nicht gleichgültig sei, ihm dies offen zu zeigen.

Ihre Majestät, erwiderte die Herzogin, geben mir da einen gefährlichen Rath, ich soll der Anmaßung eines ohnedies Trotzigen noch mehr Feld gewähren, als er sich schon selbst nimmt. Ich gedenke ihn unter scharfem Zaume und Gebiß zu halten.

Nur nicht zu scharf, meine theure Freundin, nahm die Königin wieder das Wort, denn man hat Beispiele, daß der Eigensinn einer Frau dem Manne das ganze Handwerk der Liebe verleidet.

Wenn es ein Handwerk ist, soll's auch verdorben werden! —

Die Königin sah die Lady mißbilligend an und erwiderte in einem scharfen Tone: Verstehst mich nicht, Lady Arabelle; ich meine, durch zu große Strenge scheucht man die Männer von unserer Seite fort.

Nun wohl, meine allergnädigste Fürstin und Herrin, kann er nicht mein Wesen vertragen, bin ich ihm zu scharf, oder zu wechselnd, was weiß ich, oder zu eigensinnig, so mag er gehen. Mich kümmert es nicht, wenn er geht. Bin ich doch glücklich und zufrieden in dem Wohlwollen meiner Fürstin. Der Männer Neigung ist etwas, das man schlimmsten Falls entbehren kann.

Dieses Mannes Neigung müßte hiervon eine Ausnahme machen, sagte die Königin, er ist, wie ich Wenige seines Gleichen getroffen habe, ernst, würdevoll und ebensoweit entfernt von modischer Zierlichkeit, als von rohem Trotze. Dazu hat er einen guten Namen und auch ein schönes Vermögen. Es ist ein Mann, den ich gerne meiner Arabelle anvertraut sähe.

Die Herzogin küßte voll Ergebenheit der Königin die Hand. Ich will es mir bedenken, ant-

wortete sie nach einer Pause. Heute, am Concertabende, werde ich ihn ja sehen.

Ja, das Concert! rief die Königin rasch, es ist gut, daß Du mich daran erinnerst, ist das kleine Mädchen dabei, von dem Du mir sprachst?

Sie wird nicht verfehlen zu erscheinen, sagte Lady Tembrocke. Es ist ein kleines, närrisches Ding, für das ich gern Eurer Majestät Interesse ernte. Wahrlich, ich bin ordentlich verliebt in die Kleine, nur muß sie die häßliche Violine wegwerfen. Sie hat heute mir schon etwas vorgesungen: es ging ganz gut, Paradisi, der gerade bei mir, war erfreut von ihren Anlagen.

Die Königin sah lächelnd die Herzogin an. Da kenn' ich Dich, sprach sie, Musik ist von jeher Deine Schwachheit gewesen, nimm Dich nur in Acht, Arabelle, daß Du Dir nicht ein ungezogenes, rohes, undankbares Geschöpf auf den Hals ladest, wie mit dem kleinen Sänger, den Du nur mit Mühe wieder loswurdest.

Ich werde mich vorsehen! sagte die junge Dame. Es ist uns lieb, wenn Eure Majestät das Mädchen heute hört; nach dem Urtheil, das Dero Huld über meinen Schützling fällt, soll sich ihr künftiges Loos richten. Ich möchte die Reise, die ich vorhabe, gerne in Gesellschaft eines Mädchens

machen, deren Talente ich bei der Gelegenheit ausbilde.

Aber diese Reise wird doch nicht so bald vor sich gehen? fragte die Fürstin.

Wenn Eure Majestät die Erlaubniß mir dazu geben, schon in den ersten Tagen nächsten Monats, erwiderte die Herzogin.

Nun gut, doch muß vorher die Sache mit dem Viscount abgemacht sein! sagte die Königin. Nur unter der Bedingung gebe ich meine Erlaubniß. Sie stand von der Toilette auf, küßte die Herzogin auf die Stirn, und entfernte sich dann in die Gemächer, wo ihre Damen und der König sie erwarteten.

Das Concert fand statt. Gertrud gab sich die erdenklichste Mühe, vor der Königin rühmlich zu bestehen; dies bewirkte, daß sie die größten Anstrengungen auf ihrem Instrument hervorbrachte, und dadurch Verzerrungen zeigte, die einestheils Mitleiden, anderntheils die Spottlust der Zuhörer hervorriefen. Die Herzogin bekümmerte dies, sie hatte sich des Mädchens angenommen, und jede ihm bewiesene Geringschätzung nahm sie gleichsam als ihr selbst angethan hin, besonders kränkte sie das Lachen des jungen Cavaliers, der als ihr Verlobter galt, und sie konnte diese Gelegenheit

nicht vorbeigehen lassen, ihm einen Verweis zu geben. Wie können Sie so gefühllos und hartherzig sein, Sir Charles, sagte sie zu ihm, und das arme Mädchen verspotten? Kann denn ein Weib anders ein so albernes Instrument, als die Violine ist, spielen? Muß man denn immer mit dem großen Haufen gehen? Giebt es nicht bevorzugte Geister, die ihre eigene Straße wandeln?

Aber theure Arabelle, erwiderte der Viscount, Sie sehen, daß die Königin selbst mit dem Lachen kämpfte.

That sie das, so geschah es aus einem andern Grunde, erwiderte die junge Herzogin.

Auf wann haben Sie Ihre Reise festgesetzt? fragte der Ritter.

Auf den Anfang des nächsten Monats, versetzte Arabelle.

Geben Sie nur zwei Wochen länger Zeit, bat Sir Charles, alsdann kann ich hoffen, Urlaub zu bekommen.

Unmöglich, erwiderte die junge Dame, meine Tante erwartet mich auf dem Continent, alle Bestimmungen sind schon getroffen.

Alsdann, sagte der Officier mit einem schmerzlichen Ausdruck, müßte ich auf das Vergnügen verzichten, Ihr Reisemarschall zu sein.

Sie können nachkommen, rief die Dame lächelnd, oder Sie können auch ganz wegbleiben! Machen Sie es, wie Sie wollen. Wie kann ein alberner Dienst, den Sie nur übernommen der Eitelkeit und der Langeweile wegen, solche Fesseln auflegen?

Nicht der Eitelkeit wegen, noch weniger der Langeweile, erwiderte Sir Charles. Und wenn dies auch wäre, ich habe ihn einmal übernommen, jetzt ist es meine Pflicht, die ich nicht verletzen darf.

Lady Arabelle wandte verstimmt und mißlaunig ihm den Rücken.

Die Anstalten zur Reise wurden getroffen. Gertrud sollte diese mitmachen, der Vater blieb indessen in London. Sie freute sich ganz besonders darauf. Man wollte nach Paris gehen, und Gertrud hatte Paris noch nicht gesehen; aber je näher der Tag der Abreise rückte, desto verstimmter und mißlauniger wurde Lady Arabelle. Sie hatte in Erfahrung gebracht, das Sir Charles öfters seine Abende in dem Kreise einer Familie zubrachte, wo drei hübsche Töchter sich befanden; es war für sie keines weitern Beweises bedürftig, daß er einer derselben den Hof machte. Deßhalb seine Weigerung, sie auf der Reise zu begleiten.

Als der Reisewagen vor der Thür stand, meldete sich Sir Charles als Reisebegleiter.

Wie? rief Arabelle, ich denke, Sie sind im Dienst?

Ich habe mich frei gemacht.

Auch bei Miß Cäcilie? fragte die Herzogin mit scharfer Laune.

Bei Miß Cäcilie? fragte verwundert der junge Mann. Wie kommt diese hieher?

Gestehen Sie es, sie war die eigentliche Ursache, daß Sie mir anfangs die Reisebegleitung abschlugen, und dazu den unpassenden Vorwand nahmen? fragte die Lady.

In der That, ich bin erstaunt. Während ich mit tausend Schwierigkeiten kämpfte, um den Urlaub zu erringen, haben Sie mich in einen so unwürdigen Verdacht gestellt?

Es ist gut, wenn man mich getäuscht hat. Nun lassen Sie uns die Reise beginnen, rief die Herzogin.

Sir Charles war zum ersten Mal in seinem Leben empfindlich. Er hatte die üble Behandlung, der die Herzogin ihn aussetzte, wohl schon bemerkt, doch seine Jugend und sein heiteres Blut hatten ihn immer über jede kleine Mißstimmung hinweggeholfen, hier war aber mehr als dieses.

Er hatte gehofft, mit freudigem Empfang bewillkommnet zu werden, und sah sich plötzlich mit Vorwürfen überhäuft, die, wie er gestehen mußte, aus der Luft gegriffen waren. Doch wurde, was gerade vermieden werden sollte, hiermit herbeigeführt; unwillkürlich fiel ihm die Miß Cäcilie, in ihrer Heiterkeit und Unschuld, in ihrer arglosen frohen Laune öfters ein, während die Reise gemacht wurde. Vor der Abreise fiel noch ein Umstand vor, der einen unangenehmen Eindruck auf ihn machte. Die Königin ließ der Lady zum Abschied sagen, es sei doch so, wie sie gewünscht hätte, und sie reiste als glückliche Braut fort. Arabelle ließ der Königin erwidern: Die Ergebenheit für Ihre Majestät wäre ganz die alte, das Uebrige aber wäre noch zu bestimmen.

Kaum hatte man den Kanal überschifft und war in Frankreich angekommen, so änderte Lady Arabelle ihre Laune, und nachdem sie ihre Tante begrüßt, die gekommen, um mit ihr nach Paris zu gehen, gab sie ihren Willen kund, wieder nach London zurückzukehren, indem sie vorgab, nicht länger von der Königin, ihrer erhabenen Freundin, entfernt sein zu können. Man richtete also die Fahrt wieder heimwärts. Zu Sir Charles sagte sie, der sich bereitete, sie wieder heim zu be-

gleiten: Unmöglich kann ich zugeben, mein treuer Ritter, daß Ihr die drei Monate Urlaub, die Ihr habt, ungenutzt vorbeistreichen laßt; ich bitte Euch, gebraucht Eure Freiheit und macht allein eine Reise.

Eine Reise ohne meine angebetete Arabelle würde für mich keine Zerstreuung, sondern eine Plage sein, erwiderte der Viscount.

Aha! Miß Cäcilie! dachte die Lady. Sie ist es, die ihn zurücklockt.

Für Gertrud war dieser Wechsel sehr unangenehm, und sie verwünschte heimlich die Launenhaftigkeit ihrer eigensinnigen Gebieterin. Doch benutzte sie die Zeit, in London angekommen, um eifrig Gesangunterricht zu nehmen.

Sir Charles hatte jetzt freie Zeit, und es war natürlich, daß er sie im Hause der Eltern der schönen Cäcilie zubrachte, da er nicht fortwährend die Mußestunden der Lady, die sie im Dienste der Königin hatte, welche unpäßlich geworden war, in Anspruch nehmen konnte. Die Eifersucht Arabelle's trieb sie an zu erkunden, wo er sich befände, und sie brauchte die arme Gertrud zu Spionendiensten. Sie mußte, im Hause der Nebenbuhlerin bekannt gemacht, öfters dort erscheinen und das Benehmen des Sir Charles beobach-

ten und ihre gewonnene Entdeckung dann ihrer Gebieterin mittheilen. Hierdurch wurden ärgerliche Scenen veranlaßt, die zuletzt zu einer solchen Höhe stiegen, daß ein vollständiger Bruch zwischen den Verlobten stattfand, und Sir Charles sein gegebenes Wort zurückerhielt.

Ein halbes Jahr nach diesem Ereigniß las man in den Londoner Zeitungen das Verlöbniß des jungen Officiers mit Cäcilie Warren. Mit diesem Zeitungsblatt in der Hand traf sie eines Morgens Gertrud, welche kam, um sie nach einigen Tagen, wo Unwohlsein sie gehindert hatte auszugehen, aufzusuchen. Ihr Wesen zeigte eine so gewaltige Gemüthserschütterung, die auffallen mußte, kannte man den ruhigen, lächelnden Charakter, den sie gewöhnlich zeigte.

Um Gotteswillen, was giebt es, Frau Herzogin? fragte Gertrud erschreckt.

Nichts, als eine Heirath! erwiderte diese, und gab ihr das Blatt.

Gertrud las die Namen, und sie selbst empfand eine Art Staunen, wie über etwas, das gegen alle Schicklichkeit und Wahrscheinlichkeit geschehen war.

Sie sehen, Miß, fuhr die Herzogin mit dem Tone äußerster Aufregung fort, wie die Männer lieben! Hüten Sie sich vor ihnen! Dieser war

mir treu ergeben, bildete ich mir wenigstens ein, nun kann ein einziges flüchtiges zorniges Wort, das vielleicht meinem Munde entschlüpfte, ihn auf immer mir entreißen und ihn einer Andern in die Arme schleudern.

Gaben Ihro Herrlichkeit ihm nicht sein Wort zurück? fragte Gertrud schüchtern.

Ja, im Scherz! erwiderte Lady Arabelle. Er hat es ernst genommen, weil er mich nie geliebt hat, und froh war, die verhaßten Bande getrennt zu sehen.

Sie brach hier in Thränen aus, und winkte Gertrud, sich zu entfernen, da sie allein und ungestört sein wollte.

So verging eine Woche, während Gertrud die Lady nicht sah, sondern nur hörte, daß sie fortwährend jeden Besuch, er käme, von wem er wolle, abwies. Nur die Königin sah sie.

Man war im Winter, eine schneidende Kälte herrschte. Der Hochzeitstag des Officiers war festgesetzt, er sollte im Hause der Eltern der Braut gefeiert werden; dieses Haus war eine Art von Landwohnung und lag eine kleine Stunde von London entfernt. Zur Zeit, wo die Gäste dort erschienen, nahte sich auch eine Kutsche, die nicht bis heranfuhr, sondern am Eingange des weit-

läufigen Parkes hielt. Aus diesem Wagen stieg eine Dame im vollen Ballcostüm, mit Blumen und Federn geschmückt. Trotz des tiefen Schnees nahm sie in ihrer leichten Fußbekleidung den Weg durch den Park in das Hinterhaus, und hier durch die Zimmer der Dienstboten bahnte sie sich den Eingang in die Gemächer, die zunächst dem Ballsaal lagen. Vor Frost zitternd stand sie hier und lauschte durch ein Fenster, das ihr die versammelte Gesellschaft zeigte. Allein sie wurde erkannt und mußte sich zurückziehen. Fliehend durch den Park nahm sie den Weg, den sie gekommen, zu ihrem Wagen, in dem sie eilig Platz nahm, und zurück in die Stadt fuhr. Die Erkältung, die Aufregung, der Schreck zogen ihr dieselbe Nacht ein bösartiges Fieber zu, das in Folge der nächsten Tage so sehr sich verschlimmerte, daß die Aerzte erklärten, wenn nicht sehr günstige Umstände herzuträten, so könne der Wahnsinn, ja der Tod die unausbleibliche Wirkung davon sein. Leider war das Erstere der Fall. Lady Arabelle genas, aber ihr Geist blieb zerrüttet. Von allen ihren Pflegerinnen war ihr Gertrud die liebste, und sie mußte fast immer bei ihr sein. In ihrem Krankenzimmer nahm sie ihre Musikstunden, und war etwas fähig, den düstern Schleier zu lüften,

der um die Sinne und die Urtheilsbefähigung der armen Kranken hing, so war es die rührende, zarte Stimme des jungen Mädchens, das mit zärtlicher Liebe ihr zugethan war.

Das Schicksal der Herzogin machte bei Hof und den Kreisen, die sie kannten, ungemeines Aufsehen; man beklagte sie, und schob alle Schuld auf Sir Charles, doch sie selbst empfand und urtheilte darüber anders. In ihren einzelnen lichten Augenblicken sprach sie es auch, daß sie selbst die Quelle ihres Elends sei und daß eine verdammenswerthe Koketterie sie dahin geführt habe, immer mehr launenhafte Proben von ihrem Geliebten zu fordern, bis sie endlich die Grenze des Erlaubten überschritten hatte und den jungen Mann zwang, sich seine Freiheit wieder zu verschaffen.

Nur kurze Zeit dauerte die Krankheit der Lady Arabelle, ein plötzlicher Tod machte ihr rasch ein Ende. Ihre großen Besitzungen fielen ihren Verwandten zu, Gertrud wanderte arm, wie sie gekommen war, aus diesem Hause; an sie hatte Niemand gedacht. Nur eine sehr werthvolle Geige, ein Geschenk der Herzogin, war das Einzige, was sie mitnahm, als sie die Wohnstätte des Reichthums und des Luxus verließ.

Der Sänger.

Der Vortheil, den unsre junge Künstlerin aus diesem Verhältniß zog, war, daß sie sich jetzt ganz für den Gesang entschied. Der Vater gab hierzu seine Einwilligung, es war nur zu entscheiden, wen sie unter den Hunderttausenden von Musiklehrern, die diese ungeheure Stadt in ihren Mauern wahrte, wählen solle, der sie auf der eingeschlagenen Bahn vorwärts leiten sollte. Als die Pflegetochter der einflußreichen Herzogin hatten ihr unzählige Mittel offen gestanden, zu diesem Zwecke eine Wahl zu treffen, jetzt mußte sie sich in die kleinen Verhältnisse zurückgewöhnen, mit denen sie angefangen hatte, als sie nach London kam. Sie ging mit ihrem Vater zu Paradisi. Dieser berühmte Kastrat lebte in London in Wohlleben und Ueppigkeit. Er hatte sich ein groses Vermögen er=

worden, und was er jetzt noch that, um es zu vermehren, beschränkte sich auf Stundengeben, das er in den reichsten Häusern zu ertheilen pflegte. Auch dieses brachte ihm große Summen ein. Natürlich konnte Gertrud nicht erwarten, daß er sie unter der Zahl dieser einträglichen Schülerinnen aufnehme, vielmehr hatte sie ihre Hoffnung darauf gesetzt, eine Stelle zu erhalten unter den jungen Mädchen, die mit ihren Verwandten bisweilen den berühmten Sänger besuchten und so in seinem Hause von seiner Kunst Vortheil zogen. Paradisi, als er sie erblickte, erinnerte sich der guten Honorare, die er früher in dem Hause der Herzogin empfangen, und aus einem natürlichen Gefühl von Dankbarkeit und Wohlwollen für die junge Sängerin, deren Talent er erkannte und schätzte, entschloß er sich, sie unter seine „Zuläuferinnen" aufzunehmen. Der Vater machte die Bedingung, daß er seine Tochter jedesmal zum Meister bringen und wieder abholen solle, doch diese umständlichen Besuche kosteten dem alten Schmähling so viel Zeit, und schienen so unnütz, daß sie nach und nach unterblieben, und Gertrud mit den sechs anderen jungen Mädchen, die zu dem Meister kamen, kam und ging, wenn sie wollte.

Der Kastrat war in den alten Tagen, denen

er sich stark näherte, weichlich und bequem geworden, er verwandte die Anzahl junger Mädchen, die zu ihm kam, zu allerlei Diensten, die ihm im Hause nöthig waren. Auch hatte er seine scherzhaften Einfälle, denen er jedesmal nachgab, ohne zu entscheiden, ob es den jungen Damen auch angenehm sei, sie auszuführen. Da die Schülerinnen zum größten Theil auch in der Oper beschäftigt waren, und dort Knabenrollen machten, so hatten sie sich's angewöhnt, sehr oft in ihrem männlichen Costüm die Gänge zu thun, die eigentlich mehr für Knaben berechnet waren, als für Mädchen. Viele kamen gar nicht aus den Hosen heraus. Dies gab natürlich Gelegenheit zu manchem unziemlichen Scherz, doch die harte Natur dieser Mädchen hatte sich so sehr daran gewöhnt, daß sie nichts Auffallendes mehr darin fanden. Sie gingen und bestellten ihre Aufträge, unbekümmert darum, ob einer der alten Genossen ihres Meisters, durch diese Art Briefchen und Besorgungen zu erhalten, zu besonderen Späßchen aufgemuntert wurde oder nicht. Bei Damen betrugen sie sich fein und artig, und man errieth ihr eigentliches Geschlecht nicht. Lucille Harry war die älteste dieser Amazonen. Es war ein hübsches Mädchen, und als junger Mann nahm sie sich besonders gut aus.

Dies wußte sie, und war als Dick Harry überall in der Nachbarschaft bekannt. Mit ihr schloß Gertrud Schmähling eine besonders enge Freundschaft; die Offenheit und die frohe Laune Dick Harry's behagten ihr, obgleich sehr viele lustige Streiche, die das ausgelassene Mädchen sich erlaubte, nicht in dem Geschmack der sittsam erzogenen jungen Deutschen waren. Jedesmal, wo dies der Fall war, geriethen die beiden Mädchen mit einander in Streit, und Gertrud sagte ziemlich frei und offen ihre Meinung, die ihr Lucille nicht übel nahm, nur richtete sie sich nicht besonders danach und blieb die wilde Fliege, die sie immer war, nach wie vor. Eines Tages machten sie Beide einen Besuch bei Signora Annunciata, dies war die besondere Freundin des Sängers. Es war mit dieser Annunciata ein eigenthümliches Ding; Niemand hatte sie beisammen gesehen, und doch schrieben sie sich die zärtlichsten Briefe und schickten sich Botschaften. Annunciata war eine Frau über die Funfzig hinaus, von einem wohlbeleibten Umfang und liebte über die Maaßen Klatschgeschichten und trank gern Kaffee. Zu ihr ging Lucille stets in ihrer Knabenkleidung; sie schien um das Geheimniß der Donna zu wissen, wenigstens war sie mit ihr außerordentlich vertraut.

Gertrud war in ihrer Mädchenkleidung heut zum ersten Mal mitgekommen.

Nun, was macht il tiranno! sagte die Dame in einem scharfen Diskant, indem sie dazu hinter den breiten Spitzen ihrer Dormöse hervorblickte. Geht es mit ihm bald zu Ende? Hat er endlich die Reihenfolge seiner Schädlichkeiten durchgemacht! Der Verführer! ist endlich ein Weib, eine Jungfrau vor ihm sicher? — Ach, wo ist der Inbegriff aller schmutzigen, abenteuerlichen Streiche, die nur je von einem Mann verübt worden! Ach! wer weiß das besser als ich!

Signor Paradisi ist ein sehr anständiger Mann! sagte Lucille.

Ein anständiger Mann? wiederholte die Dame, und wie meinst Du das, meine Kleine, wenn er sechs Wittwen unterhält, denen er allen ein Heirathsversprechen gegeben? Ich bin eine dieser Bejammernswerthen. Er ist ein Teufel! will ich Dir sagen, ein durchtriebener Teufel, dem die Hölle noch nicht weit genug ist, der die Oberwelt aufsucht, um dort Verheerungen anzurichten.

Nein, Signora! rief Lucille, Ihr dürft ihn nicht verläumden, noch dazu in Gegenwart der Mademoiselle dort. Er giebt ihr Gesangstunden für nichts, wo findet man einen berühmten Meister,

der so handelt, und ich, seht mich an, bin ich nicht ein gemachter Künstler? Wie, was fehlt mir? Ich spiele Männer und Weiber, und singe im Chor so tapfer mit, daß man meine Stimme hindurch erkennt, wenn noch so arg geschrien wird. Und wer hat mich zu diesem Meisterstück gemacht? Wer anders als unser theurer Lehrer, Ludovico Paradisi. Drum nichts über ihn, denn Ihr habt es mit mir zu thun.

Ei, ei! sagte die alte Dame, sichtlich geschmeichelt, wenn es so ist, so will ich ruhig sein. Nun Kinder, laßt uns mal etwas singen! Ihr wißt, ich liebe das.

Ja, meine alte gute Mutter, rief Lucille, Du liebst das, und was Du liebst, das muß geschehen! Sie fügte diesem Ausspruch noch eine Menge Schmeicheleien hinzu; unter anderen schwang sie sich auf den Schoos der Dame, schlang ihre Arme um ihren Hals und trank in dieser Stellung ihre Tasse Kaffee aus, die ihr die Signora eingoß. Altes Schätzchen! sagte sie, he! nicht wahr, einen so jungen Liebhaber hast Du noch nicht gehabt?

Schmeichelkatze! rief die Donna, aber wie steht es um den Gesang der Miß Trudchen? sagte sie, auf die junge Deutsche zeigend, sie ist so still und wortkarg. Auf, munter, Fidelchen, mit solcher

hängender Lippe wirst Du nicht weit gelangen. Komm, in meine Arme, Fratze! Hast Du gehört, oder bist Du so sittsam, daß Du noch nicht weißt, wozu die Arme da sind?

Gertrud fügte sich erröthend dem Verlangen, und Signora Annunciata, in beiden Armen ein Mädchen haltend, begann jetzt mit feiner Diskantstimme eine beliebte Opernarie, die sich zuletzt mit einem Terzett schloß, in dem beide Mädchen mitsangen. Als das Musikstück beendet war, sagte sie sehr zufrieden: Das ging gut, da habt Ihr einen Kuß, und jeder will ich noch etwas Süßes mit auf den Weg geben. Sie ging zu einem Schränkchen und nahm ein paar italienische, in Zucker gekochte Früchte heraus, die sie ihren Gästen gab.

Als die Freundinnen fortgingen, sagte Gertrud zu Lucille unwillig: Zu dieser Alten geh' ich nicht mehr, Harry.

So wirst Du auch nicht mehr zum Maëstro Paradisi kommen dürfen.

Wie verstehst Du das?

Ganz einfach, entgegnete die muntere Schöne, wer sich mit der Geliebten überwirft, kann auch den Geliebten nicht mehr sehen.

Sind sie denn so sehr eng verbunden?

Sehr eng.

Welch' ein Geheimniß ist das? fragte Gertrud, und wie hängt das zusammen?

Ganz einfach, erwiderte Lucille, Annunciata ist Paradisi, und Paradisi ist Annunciata.

Ach, ich verstehe. Es ist dieselbe Person. Welch' ein toller Einfall, sich als Weib hinzusetzen, um anzuhören, was man über ihn als Mann spricht.

Er ist auch kein Mann!

In wie fern das?

Ach Kind, das verstehst Du nicht, rief Lucille lachend. Er ist ein Kastrat. Da kann er das Eine so gut sein, wie das Andere. Vor der Welt, wo er sich geniren muß, spielt er den Mann, und zuweilen den sehr strengen, ernsthaften Mann, zu Hause, wo er sich gehen läßt, holt er die alten Späßchen seiner Jugend hervor. Man sagt, daß er als junger Mensch in Frauenkleidern sein Glück gemacht hat.

O, was das für eine Welt ist, in der wir leben! rief Gertrud, halb erstaunt, halb entrüstet. Weißt Du, Harry, daß der Herr Paradisi mir jetzt zuwider geworden ist.

Da thust Du ihm unrecht, sagte Lucille rasch, und es thut mir leid, Dir das Geheimniß gesagt zu haben. Ich glaubte aber, Du wüßtest es schon. Uebrigens muß man nur sehen, wie die anderen

Italiener hier in London leben, alsdann findet man an Paradisi's Schnurren und Marotten nichts auszusetzen.

Du bist ganz vertraut mit diesem Unfug? fragte Gertrud ihre Freundin erstaunt.

Muß man es nicht sein? antwortete diese lachend. Man bekäme ja keine einzige Note richtiger Musik in die Kehle, wenn man nicht mit diesen Wölfen heulte, so gut es gehen wollte.

Ach, Gott soll mich behüten! rief Gertrud sehr ernst, wenn es so ist, so will ich lieber gar nicht singen. Ich bin in einer kleinen deutschen Stadt erzogen, und habe Frömmigkeit im Herzen. Ich will noch heute mit dem Papa sprechen.

Thu' das nicht, Gertrud. Bedenk' Dein Schicksal: Du willst Sängerin werden, wo kannst Du das besser als hier? Die kleinen Narrheiten nimm in den Kauf.

Diese kleinen Narrheiten! sieh doch! rief Gertrud.

Ja freilich, sie sind nichts als das! rief Lucille. Ich will Dir sagen, willst Du ganz geschützt sein, so nimm Dir einen Geliebten. Das hilft. Ich habe einen, und seitdem läßt mich der ganze Narrenspektakel kalt.

Ei was! rief Gertrud, ich will keinen Geliebten haben.

Den kleinen Alf Patrick, der im Chor singt! rief Lucille, er ist jetzt frei, und ist zu haben. Du mußt nur etwas von Deinem Taschengeld ihm mittheilen, damit er Dich zum Tanz führen kann, denn der arme Schelm ist gewöhnlich ganz entblößt.

O pfui! Mein Vater bringt mich immer in die öffentlichen Säle hin, und ich wünsche gar keine andere Begleitung.

Dann weiß ich Dir nicht zu rathen! rief Lucille empfindlich.

Die beiden Freundinnen trennten sich verstimmt.

Am selben Abend sagte Gertrud zu ihrem Vater, als sie Beide bei ihrem kärglichen Mahle saßen: Vater, wird meine Lehrzeit bei dem Herrn Paradisi nicht bald zu Ende sein?

O Kind, noch lange nicht! erwiderte der alte Mann. Benutze sie nur gut, einen solchen Meister kriegst Du nicht wieder. Füge Dich in jede seiner Launen.

In jede, Vater?

Nun ja doch. Bedenke, daß die Schülerinnen sich bei ihm um eine Stunde reißen und daß das Wenigste, was sie zahlen, fünf Guineen sind, und Du giebst fast nichts, mein Kind.

Doch, ich gebe mehr als fünf Guineen, Vater.

Possen, Kind. Wo sollten das herkommen?

Ich will Dir sagen, ich gebe so viel von meiner Unschuld und Unerfahrenheit hin, als für fünf Guineen Werth hat, wenn man überhaupt moralische Dinge nach dem Geldwerth berechnen kann.

Der Alte wurde aufmerksam. Er ließ sich von seiner Tochter den ganzen Vorfall mit Donna Annunciata und Lucille erzählen. Er schüttelte den Kopf und sagte dann: Das ist freilich schlimm. Man kann ihm nichts beweisen, denn wer will ihm darthun, daß er und das Weibsstück eine und dieselbe Person ist? Aber Du hast recht, der Sache muß ein Ende gemacht werden. Geh' nicht mehr zu der Frau hin, oder besuch' ihn nicht, wenn er als Frau angekleidet ist.

Dieser Rath wurde befolgt, aber er schützte nicht lange. Der Meister gab Aufträge unmittelbar an die Signora, und er erfuhr es natürlich bald, daß Gertrud sie nicht besorgte. Eines Tages, als wieder die Singstunde beginnen sollte, war er hart, ungerecht, zänkisch und bei dem kleinsten Anlaß zum Verdruß erklärte er Gertrud, daß sie gehen könne, die Lektionen hätten ihre Endschaft erreicht. Gertrud ließ sich das nicht zweimal sagen. Nach einem kurzen Danke packte sie ihre

paar Sachen zusammen und verließ das Haus des berühmten Maëstro.

Auf der Treppe begegnete ihr Lucille. Ich gehe! rief sie zu dieser.

Weiß Dein Vater davon? fragte das Mädchen.

Er billigt meinen Vorsatz. Grüße die Dame Annunciata. Sage, ich könnte nicht die Ehre haben, Abends bei ihrer Nachttoilette zugegen zu sein.

Wie Du boshaft bist! rief Lucille erröthend. Doch gehe! es ist vielleicht gut, daß Du gehst. Schon daß Du keine Männerkleidung anlegen wolltest, hat er Dir übel genommen. Aber nicht wahr, wir besuchen uns doch noch?

So lange ich in London bin, gewiß.

Aber Gertrud war nicht lange mehr in London. Einen Lehrer, wie Paradisi, fand sie nicht; beim Suchen wurde viel Geld und Mühe unnütz verschwendet. Endlich entschloß sich Vater und Tochter, die theure Stadt zu verlassen und mit dem knappen Rest ihrer Baarschaft nach Deutschland zu gehen.

Fleiß und Armuth.

Sie kamen nach Leipzig.

Dort hatte Hiller gerade ein Gesanginstitut eingerichtet, dem er vorstand. Hiller war ein Mann voll thätigen Sinnes für sein erwähltes Fach, er war Enthusiast für Musik, dabei übte er doch Urtheil und Verstand. Er nahm sich nicht sogleich Jemandes an, der seine Hülfe nachsuchte, er urtheilte zuvor, prüfte und fällte erst die Entscheidung, wenn er alle Umstände erwogen hatte. Er ließ sich das sechzehnjährige Mädchen vorstellen, er hörte sie spielen, dann singen, und endlich gab er seine Zustimmung zu ihrem Beitritt in die wöchentlich von ihm arrangirten und geleiteten Concerte. Das war nun, was der alte Schmähling wollte. Aber Hiller ging weiter. Er erkundigte sich nach seinem jungen Schützling, vernahm

von ihrer durch Armuth beschränkten abhängigen Lage, und beschloß zu helfen. Das Mädchen mußte vom Vater getrennt werden. Der Alte war durch die Zeit, durch manche unangenehme Erfahrung grämlich geworden, und ließ seine böse Laune dem armen Mädchen entgelten, sie lebten in fortwährendem Zank und Hader, dabei konnte von ruhigem Lernen und Studiren bei Gertrud nicht die Rede sein. Hiller nahm sie zu sich in's Haus. Er hatte schon ein paar junge Schülerinnen, zu denen gesellte er Gertrud, und Allen machte er die strengste Arbeit und das sparsamste Leben zur Pflicht. Sie standen früh auf, übten sich dann fast den ganzen Vormittag unausgesetzt, nahmen dann ein sehr kärgliches Mahl ein, und am Nachmittag ging es ebenso weiter, bis dann am Abend eine willkommene Freistunde, und ein Gespräch mit Vater Hiller stattfand, wo Jede ihre täglichen Erfahrungen mittheilte und über künftige Pläne sich mit ihm besprach.

Die drei artigen Mädchen bei Vater Hiller, die bei ihm Musikunterricht erhielten und in seinen wöchentlichen Concerten mitwirkten, waren bald in der ganzen Stadt bekannt und beliebt. Man nannte sie die Hiller'schen Grazien, oder die Schäferinnen zum Rebenstock, denn das Haus, worin

Vater Hiller wohnte, hieß zum Rebenstock. Die Namen der jungen Mädchen waren Sophie Elkan, die Tochter eines banquerotten Kaufmanns, Rosalie Rosenblut, die Tochter eines Schusters, und nun eben unsere Gertrud. Sie schlossen alle Drei ein inniges Freundschaftsbündniß. Immer gleich gekleidet, sah man sie Arm in Arm ihre Spaziergänge im Rosenthal machen, und es wurde bemerkt, daß sie besonders eine entfernte, einsame Bank aufsuchten, dort vereint Platz nahmen und ihre Stimmen erschallen ließen in irgend einem bekannten Opernliede, das gerade Mode war. Sie blieben aber bald nicht mehr einsam. Die Bank, wo die drei Grazien saßen, oder die Schäferinnen des Rebenstocks, war bald der Zielpunkt der Wanderung von einer Anzahl junger Leute, die nichts Besseres zu thun wußten, als im Rosenthal spazieren zu gehen, gerade zu derselben Stunde, wo die drei Freundinnen in demselben einkehrten. Bald fanden sich unter diesen männlichen Besuchern drei erklärte Verehrer und Freunde der jungen Damen. Diese errichteten eines Morgens heimlich an der Stelle, wo die Mädchen zu sitzen pflegten, einen Altar, mit passenden Emblemen und schrieben auf jede Seite desselben einen der Namen der Huldgöttinnen. Natürlich war dieser Name nach

der damaligen Sitte der Zeit ein fingirter, ein sogenannter Schäfername, den die Mädchen annahmen und unter dem sie bei der jungen Welt bekannt waren. Sophie hieß Chloë, Rosalie Athanaïs und Gertrud hatte den Zunamen der spröden Mirtillis angenommen; so genannt, weil sie allen zärtlichen Verkehr mit ihrem Getreuen sorgfältig vermied, und auch ihre Freundinnen zu gleicher Strenge aufforderte. Die drei jungen Männer waren ebenfalls Schäfer. Sophiens Geliebter, der Sohn eines reichen Kaufmanns, hieß Daphnis, Athanaïs hatte Clorindel, einen jungen Fabrikanten zum Verehrer, und an die Seite der spröden Mirtillis stellte sich der sanfte und geduldige Amöt, ein Geigenspieler, der sich zum Virtuosen ausbildete, und Pläne auf Gertrud's Hand hatte, durch deren Mitwirkung er sich eine sorgenfreie Existenz gründen wollte.

Der Morgen, wo der Altar auf seinem Platze zum ersten Mal erschien, war ein Festtag für die Liebenden, und der Zeitpunkt, wo sie ihre Neigung erklärten. Als die Mädchen ankamen, war die Sonne eben aufgegangen, sie erblickten den festlich bekränzten Altar, und an jeder Seite stand in phantastischem Anputz einer der Verehrer, und begrüßte die herannahenden Jungfrauen. Man

schloß jetzt den Kreis, und tanzte um die Stätte herum, indem man vereint Lieder erschallen ließ, die Bezug hatten auf diese glückliche Uebereinkunft. Vater Hiller wurde mit in das Geheimniß gezogen, und er war so gütig, diese poetischen Neigungen in so weit zu begünstigen, als keine Störung für den Fleiß seiner Schülerinnen daraus erwuchs.

Die Concerte hatten ihren Fortgang. In einigen derselben hatte Gertrud Soli's, die zur Befriedigung der Kenner ausfielen, und mit denen sie Lob einerntete. Ihr Name ward genannt und hatte bereits eine Art Berühmtheit erlangt. Dies brachte sie jedoch nicht aus ihrer Bescheidenheit heraus, sie hielt das Lob nicht für ächt, sie fand selbst noch so viel zu tadeln, nur was Vater Hiller ihr sagte, das erhob sie und machte ihr Freude. Aber Vater Hiller sagte wenig. Er hatte den Grundsatz, daß man durch nichts so sehr schaden könne, als durch frühzeitiges Loben und Preisen, deßhalb fand er, wo es irgend anging, noch immer einen Tadel heraus und brachte den zur Geltung. Gertrud mußte eine schwierige Parthie oft zwölfmal wiederholen, ehe sie das beifällige Kopfnicken ihres Lehrers zu sehen bekam. Wenn dieses aber stattfand, war sie froh; sie theilte ihre Freude ihren Freundinnen mit und diese zogen ihre Ge-

liebten mit in's Geheimniß, und manchmal war ein kleines Fest die Folge dieses Triumphes.

Sophie hatte sich für die Oper entschieden, ihre Studienzeit war beendet und sie machte sich bereit, in ein Engagement nach Wien abzugehen. Es wurde in dem Kreise Vater Hiller's allgemein beklagt, daß eine der Grazien aus dem Kleeblatt schied, und Daphnis, der von seinem Vater die Erlaubniß erhalten hatte, seine Dame, die mit einer alten Tante reiste, nach Wien zu begleiten, machte großartige Anstalten, das Fest des Abschieds zu feiern. Es wurde im Rosenthal gehalten. Die drei Freundinnen fanden sich schon am Morgen beim Altar der Grazien ein und fanden da die drei Jünglinge vor, die in der Stille opferten. In diesem andächtigen ruhigen Verhalten wurde das traurige Abschiedsfest von den Theilnehmern begonnen. Man reichte sich am Altar die Hände, man umwand sie mit Rosen, man schwur sich ewige Treue und stetes Andenken. Die Mädchen schwammen in Thränen, und die Abreisende sank ohnmächtig auf die Bank nieder, und wurde von Vater Hiller, der auch hier wieder im Vertrauen war, in die Arme geschlossen. Zu Mittag war eine splendidere Tafel, und Abends fand das eigentliche Fest statt, wozu einige Ho=

noratioren der Stadt geladen waren, und was Gellert auch mit seiner Gegenwart beehrte. Der liebenswürdige Fabeldichter ließ sich's nicht nehmen, eine Art Rede an die abreisende Künstlerin zu halten, worin er ihr alles erdenkliche Gute wünschte und unter Anderm auch das Allerüberflüssigste, einen Mann. Jedermann sah dabei mit Lachen den jungen Kaufmann an, der seine Blicke erröthend zu Boden senkte. Der Pokal ging im Kreise und vielfache Gesundheiten wurden ausgebracht, so auch des alten Schmähling seine, der gleichfalls gegenwärtig war und neben seiner Tochter saß. Man fragte ihn scherzend, ob seine Tochter nicht auch bald dem Beispiele folgen wollte, und an der Hand eines Mannes in die Welt ziehen? Ich weiß nicht, erwiderte er, aber sie hat von Kindheit auf einen Rappelkopf gehabt, der immer that, was er wollte, und so hat sie auch nie von Liebe und Liebessachen etwas hören wollen. — Mein Vater hat recht, erwiderte Gertrud, und hat nicht Professor Gellert eben gesagt, daß ein Mann das Allerüberflüssigste wäre, was sich eine Sängerin wünschen könne, warum sollte ich also mit dergleichen mich befassen?

Nach dem Festessen faßte sich jedoch Amöt ein Herz und besprach dieses skabröse Thema noch

weitläufiger mit seiner Schönen. Meine theure Mirtillis, wollen Sie denn wirklich ewig die Spröde heißen?

Es wird wohl nicht anders werden, Herr Werner. Ich hab' just keine Penchant zu den verliebten Sachen.

Aber meine theure Gertrud —

Ach lassen Sie meine Hand los. Solch' ein Drücken und Quetschen kann ich nun gar nicht leiden.

Wie glücklich könnten wir zusammen leben. Wir reisten herum und gäben Concerte, fing der Liebhaber wieder an.

Ha! Concerte geben! Herumreisen! rief Gertrud, das ist Alles schon dagewesen. Bin mit meinem Alten herumgezottelt überallhin, es war nichts und ich will den Jammer nicht zum zweiten Mal erdulden.

Die Liebe würde ertragen helfen.

Nix hilft sie. Sie ist eine landstreicherische Personnage, die für sich nicht sorgen kann und die man sich noch zur Noth auf den Buckel ladet. Wenn Sie, Herr Werner, ein paar Thälerchen hätten und wir sagen könnten, in der Stadt, wo es gut ist, da wollen wir bleiben und Musik machen, wieviel und was uns gefällt, ach! da ließe sich schon davon sprechen, so aber ist Hunger

und Kummer vor der Thür, und Weinen und Schmachten im Hause. Die Gertrud bleibt ledig. Machen Sie sich meinetwegen keine Umstände, Herr Werner, die Welt ist groß, es laufen überall hübsche Mädchen herum, es gilt nur die Hand auszustrecken und sie einzufangen. Diesmal für allemal. Ich bin Ihre gehorsame Dienerin.

Damit hatte der schmachtende Amöt einen sehr bündigen Korb erhalten. Es half ihm nichts, daß er die Sache in's Sentimentale zog, daß er alle Abende „Guter Mond, du gehst so stille — in die Abendwolken hin!“ aus dem Dachfensterchen seines Zimmers, das der Hiller'schen Wohnung gegenüber lag, auf der Geige spielte, Gertrud hörte nicht hin, oder wenn sie darauf hörte, lachte sie mit ihrer Freundin darüber. Ja, spiele Du nur den Mond an! Dudle ihm was vor! Er hört Dich — glaub' es mir. Es ist doch nichts erbärmlicher auf der Welt als ein verliebtes Mannsbild! Gott steh' mir bei, es kann mir ordentlich schwach werden, wenn ich diese Mienen, diese Geberden, diese vertrakten Stellungen sehe. Athanaïs, höre, wir wollen nie heirathen! Gieb mir die Hand darauf!

Die Hand will ich Dir wohl geben, wenn Du weiter nichts verlangst, das Herz aber ist nicht

mehr mein! sagte das junge Mädchen mit einem schwärmerischen Ausdruck.

Da haben wir's! rief Gertrud, der Clorindel sitzt drin.

Statt der Antwort drang ein Seufzer aus dem Busen und die Freundin sank an die Brust Gertrud's.

Weiß Gott! rief diese, eine komische Welt! Wenn nicht das Bißchen Musik in ihr wäre, könnte man wünschen, wieder hinaus zu sein so bald als möglich.

Als sie an ihrem sparsamen Abendtisch beisammensaßen, begann Vater Hiller: Nun, liebe Gertrud, wie denkst Du über Deine Zukunft?

Vater Hiller, ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht.

Da hast Du unrecht gethan. Laß uns jetzt etwas überlegen. Du hast dieses schöne Talent, Kind; es ist kein großes, aber es ist ein schönes Talent, es kann bei allem dem ein großes werden, wenn Du wahrhaftig willst. Dazu gehört, daß Du Dich ernstlich anstrengst, noch ernstlicher, als Du es bisher gethan hast. Alsdann kann Deine Stimme eine Festigkeit und eine Kraft gewinnen, daß Du die erste Kammersängerin Deutschlands wirst. Ich sage Kammersängerin, denn für die

Bühne bist Du nicht gemacht. Ich glaub' es wenigstens nicht, Dein Körper hat nicht die Ausbildung erhalten, die dazu nöthig ist, jedoch käme es auch hierin auf einen Versuch an. Aber bleibe bei der Kammersängerin. Dazu bist Du jetzt schon geeignet, und ich will Dich noch weiter führen, nur mußt Du mir, wie gesagt, mit Deinem guten Willen entgegenkommen.

Daran soll es sicherlich nicht fehlen, Vater Hiller, rief Gertrud und küßte die Hand des Mannes. Ich bin Ihnen, lieber Papa, so zugethan, wie ich für Niemand anders in der Welt fühle, selbst meinen Vater nicht ausgenommen, denn er war immer zänkisch und gebieterisch gegen mich.

Nun laß es gut sein, rief Hiller, der wird Dich nun weiter nicht belästigen. Wir haben für ihn gesorgt; Du hast ihm von Deinem Einkommen einen anständigen Antheil abgegeben, er ist damit zufrieden. Künftig, wenn Du mehr hast, kannst Du ihm noch etwas zulegen.

Aber Vater Hiller, werde ich denn jemals mehr haben?

Kind, Du kannst über die Geldsäckel der Reichen und Vornehmen gebieten, wenn Du so thust, wie ich Dir sage. Nur fest sein in seiner Kunst, nur etwas Großes leisten, und dieses mit Sicher-

heit leisten, das ist die Aufgabe. Siehst Du die dumme Athanaïs, da sitzt sie und ist eingeschlafen. Es interessirt sie nicht, was wir sprechen. Eine tüchtige Sängerin muß immer Ohr sein, wenn von Musik gesprochen wird. Sie wird es nie weit bringen.

Sie hat mit mir heute Morgen Skala gesungen, da ist sie wohl ermüdet, sagte Gertrud.

Sie soll nicht ermüdet sein, das ist's ja eben! rief Hiller. Ich komme ja so selten dazu, mit Euch in vertraulichen Abendstunden über Musik zu sprechen, da muß Eines aufhorchen, um was für sich zu gewinnen.

Gertrud war froh, daß sie jetzt ihren lieben Lehrer ganz für sich hatte. Sie hörte aufmerksam auf jedes seiner Worte. Er sprach von dem, was das Publikum von einer Kammermusikerin verlangt. Er theilte mit, was er in diesem Fache gehört hatte, und vieles Wichtige und Interessante kam vor. Es war nahe an Mitternacht, als diese Beiden sich trennten. Gertrud ging höchst aufgeregt zu Bette und träumte von den glänzendsten Erfolgen, die sie sich erwarb. Sie strengte sich jetzt noch mehr an, und Vater Hiller war zufrieden mit ihr.

Semiramis.

Die Kurfürstin von Sachsen kam nach Leipzig. Es war gerade in der Messe und die großen Concerte unter Hiller's Leitung hatten ihren Anfang genommen. Die Kurfürstin hörte eines dieser Concerte mit an, ließ Hiller zu sich kommen und drückte ihm ihre Zufriedenheit, ja ihre Bewunderung aus.

Sag' Er! fragte die Dame, was ist das für eine Creatur, die so gut singt in Seinen Pieçen? Wo ist sie her?

Die Tochter eines armen Musikers aus Kassel, Schmähling mit Namen.

Das ist was Stupendes! Was hat das Mensch für eine Kehle! rief die Kurfürstin, ich habe gehört und gestaunt! Die muß auf's Theater! Mach' er, Monsieur Hiller, daß sie dahin geht.

Auf die Dresdner Bühne.

Versteht sich! Wohin sonst? Wir haben ja jetzt gar nix.

Hiller zuckte die Achseln. Sie hat noch nie die Bretter betreten, sagte er bescheiden, es wird nicht gehen. Ew. Hoheit können Sie anderswo verwenden; etwa für die Kammermusik.

Auch das! Aber für's Theater zunächst. Schick' Er sie mir, ich werde sie zustutzen, sie muß auf die Bühne! Wir geben in nächster Zeit die Semiramis, das ist etwas für ihre Stimme.

Wie, Hoheit? Eine Parthie, die die göttliche Hasse sang.

Ja, aber sie ist nicht mehr da. Was denkt Er! Der verwünschte Krieg hat uns so arm gemacht, daß wir alle unsre Leute abgeschafft haben. Wir haben nichts, nichts — gar nichts! Es fehlte noch, daß ich selbst auf's Theater ginge, damit die Dresdner nur wieder etwas hören. —

Alsdann würde dem Publikum und den Kennern nichts zu wünschen übrig bleiben.

Meint Er? Nun Er kann sich irren; ich bin nicht mehr das, was ich vor funfzehn Jahren war, als ich das erste Mal die Ehre hatte, mit Ihm zusammenzutreffen, Monsieur Hiller. Das waren schöne Zeiten!

Ja freilich waren sie das! Dresden in seinem schönsten Glanze, die bedeutendsten Kräfte in der Musik, in der Oper, im Ballet, und über Alle Ihre Königliche Hoheit wachend und hervorhebend, und sorgend und selbst mitwirkend, wenn es noth that.

Nun gut, rief die Kurfürstin, es bleibt dabei, schaffe Er mir die Person nach Dresden, und wo möglich komme Er selber mit.

Als Hiller nach Hause kam, waren noch sämmtliche Mitglieder des Concerts bei ihm versammelt. Man wußte, daß er von der Kurfürstin kam und bestürmte ihn jetzt mit Fragen, was die erhabene Frau gesagt hätte. Die verwittwete Kurfürstin, eine Bayerische Prinzessin, Marie Antonie mit Namen, war bekannt selbst als eine thätige Beschützerin und sogar Theilnehmerin der schönen Künste. Sie malte, dichtete und vor allen Dingen musicirte und componirte sie recht brav. Alles, was die Kunst betraf, stand unter ihrer Oberleitung, und sie mischte sich, mehr als dem jungen Kurfürsten, ihrem Sohne lieb war, in diese Dinge, weit über deren Grenzen hinaus, und verausgabte bei der knappen Zeit so viel Geld, daß sie beständig in Schulden steckte. Was also hatte sie gesagt? war die einstimmige Frage des neugierigen

Concertpersonals. Hiller hatte seinen Spaß, sie etwas hinzuhalten. Sie hat sich tadelnd und mißbilligend ausgelassen! erwiderte er, und vor allen Dingen hat sie die Arie der Jungfer Schmähling äußerst schülerhaft gefunden.

Ei, wie ist das möglich? riefen Alle, was hat die Dame denn für ein Urtheil! Das ist ja ganz einfältig gesprochen, wenn man so sagen darf! Und Sie, Jungfer Schmähling, nehme Sie das nicht zu sehr zu Herzen, Sie hat ganz gut gesungen. Diese Worte sagte der erste Tenorist, der sich etwas darauf zu Gute that, ein Urtheil zu haben.

Ach nein! rief Gertrud traurig, ich weiß wohl, daß ich noch weit zurück bin.

Hiller sah sich den Kreis mit einem triumphirenden Blick an, und sagte dann: Nein, meine Herren und Damen, ich habe nur gescherzt, die Frau Kurfürstin hat mir lauter schöne Dinge an Sie aufgetragen; sie ist sehr zufrieden mit Ihren Leistungen, und besonders hat sie mein gutes Trudchen gelobt. Sie hat mir aufgetragen, Dich, mein Kind, nach Dresden zu bringen, damit Du dort in der Oper singst. Sie will Dich selbst dazu vorbereiten. Das ist eine große Ehre, Trudchen.

Gertrud fiel dem Vater Hiller um den Hals. Ach Vater! rief sie, wie verdiene ich das?

Alle Mitglieder des Concerts vereinigten sich nun, ihr Glück zu wünschen. Man sprach in Hiller hinein, sie doch ja nach Dresden zu schicken. Diese Gelegenheit dürfe nicht versäumt werden, und der erste Tenorist erbot sich, wenn Hiller Abhaltungen hätte, selbst die junge Debütantin nach der Hauptstadt zu bringen. Man bestimmte sogar den Tag der Abreise. Hiller und Gertrud sagten Beide weder Ja noch Nein; man sah es ihnen an, wie sie innerlich überlegten, und zu keinem Resultat kamen.

Als sie Beide allein waren, fragte Hiller das Mädchen: Nun? Wie wird's? Was soll's?

Ich denke, Vater, wir schrieben ab, danken für die Ehre, und blieben still zu Hause.

Aber Trude, bedenke doch!

Ich habe kein Geschick für die Bühne! rief sie in Thränen aufgelöst, schon in England sagte man mir, ich wäre aus Holz geschnitzt, könnte mit meinen Ellenbogen Löcher in die Coulissen bohren.

Das war damals, jetzt bist Du ein erwachsenes Mädchen!

Bin aber nicht gelenkiger geworden. Ich würde

nur gehen, wenn Sie es wollen, Vater Hiller. Sagen Sie, ist es Ihnen Ernst damit, dann will ich gehen.

Ich kann nicht leugnen, daß ich's gerne sähe. —

Gut, ich gehe. Die Sache ist abgemacht, ich gehe.

Und sie reiste nach Dresden, nicht in Begleitung von Hiller, der wollte, offen gestanden, sie nicht mit ihrem ersten Versuche scheitern sehen, auch nicht mit dem gefälligen Tenoristen, sondern allein, mit Briefen an die Kurfürstin von Hiller, und in Gesellschaft einer alten Frau aus dem Hiller'schen Hause. Wie sie in die Stadt kam und sich gemeldet hatte, wurde sie an demselben Tage Abends zur Fürstin hin beschieden. Sie ging hin, und die Kurfürstin war ganz zufrieden mit ihr, mit ihrem freien, furchtlosen Anstand und ihrem offenen, redlichen Wesen. Habe Sie Muth, sagte sie ihr, indem sie ihr auf die Schulter klopfte, und es wird schon gehen. Man weiß schon in der Stadt, daß ich Sie auf die Bühne bringe, darum wird man Sie schon deßhalb nicht fallen lassen.

Ach Gott, dachte Gertrud bei sich, deßhalb nicht! Weil ich eine von einer Fürstin beschützte Puppe bin, wird man mich nicht auszischen! Ich wollte, ich hätte Niemanden, der mich protegirt, und stände ganz allein für mich.

Nach der Anordnung der Kurfürstin sollte sie

täglich in's Schloß kommen, um unter der unmittelbaren Leitung der hochgestellten Dame die Rolle, die Semiramis, die man gewählt hatte, einzustudiren. Die Musik hatte sie schon in Leipzig gelernt. Sie kam und das Einlernen ging leidlich.

Mehr Grandeur muß Sie haben! rief immerfort die Kurfürstin. Werf' Sie sich in die Brust, Sie ist ja Königin! Und was für eine Königin! Den Purpurmantel muß Sie schleppen lassen, Sie darf ihn nicht aufnehmen. Seh' Sie, so muß Sie hereinkommen, daß Alle gleich auf die Kniee niedergeworfen werden! —

Und sie machte die Attitüden mit meisterhafter Sicherheit dem armen Mädchen vor.

Das machte sie schülerhaft und sehr gedrückt nach, aber im Gesang erhob sie sich wieder und da strahlte in der That etwas von der Macht und der Allgewalt einer Semiramis aus ihr heraus.

Der Tag der Aufführung war angesagt. Als das Theater bis in die obersten Räume von Zuschauern gefüllt war, als der Moment kam, wo sie heraustreten sollte, das Getöse der Musik, die Posaunen und Trompeten ihres Gefolges lärmten und durcheinander wirbelten, sank ihr der Muth und sie konnte nicht vor. Man sagte dies der Kurfürstin; sie kam selbst hinter die Coulissen, und

schob mit einem kräftigen Stoß Gertrud vor die Lampen. Nun war es geschehen. Sie stand vor der Menge, und nun konnte sie singen, und sie sang so vortrefflich, daß einzelne Stimmen, die sich schon zum Tadel bereitet hatten, in ihr Lob ausbrachen. Der Adel vereinigte sich in der Loge der Kurfürstin; man machte ihr Complimente, man wünschte ihr Glück zu diesem Erwerb für die Kunst, aber die hohe Frau fühlte doch dabei, daß das Ganze nicht gut gegangen war, und sie sagte zu Gertrud, der Monsieur Hiller hat recht, Sie ist nicht für die Bühne gemacht. Es geht nicht und ich mag thun, was ich will, es geht nicht. Aber wir wollen es nicht ganz sein lassen. Sing' Sie nur immer Ihre Concertmusik, dann wollen wir wieder einmal mit einem Opernstück herausrücken. Hier hat Sie ein Geschenk, und jetzt kehre Sie nach Leipzig zurück und grüße Sie den Monsieur Hiller.

Sie ließ ihr hierbei ein Päckchen überreichen. In demselben war feine Leinwand für ein Dutzend Hemden — solche nützliche Gaben verehrte die Kurfürstin — seidene Stoffe für zwei elegante Roben, und in einem Säckchen hundert Thaler in Gold. Dies und das Honorar für's Spiel, das sie auch noch bekam, bildete ihr materielles Resultat von

dieser ersten sächsischen Kunstreise. Sie theilte es froh Hiller mit und der war damit zufrieden. Sie stattete nun über ihr erstes Auftreten auf der Bühne Bericht ab, und da war Manches besser und anders zu wünschen. Hiller sah in Allem das Fiasco durch, das sein Liebling gemacht hatte, ließ es ihr aber nicht merken, sondern sagte wie die Kurfürstin, es müßte nochmals versucht werden, da werde es schon gehen. Es wurde nicht wieder versucht. Gertrud hatte einmal die Bühne betreten, und lange nicht wieder. Es blieb für sie ein fremdes Feld.

Noch ein Reiseabentheuer muß hier erwähnt werden. Unsre junge Sängerin verließ die Residenz, wie damals alle Reisenden, die nach Leipzig wollten, mit der sogenannten gelben Kutsche; das war ein Postwagen, der zwischen Dresden und Leipzig regelmäßig fuhr, zwei Tage und eine Nacht unterwegs war, und ziemlich sicher, abgesehen, daß er hier und da umwarf und seinen sämmtlichen Inhalt auf die Straße setzte, seine Reisenden an den Ort ihrer Bestimmung brachte. Mit dieser berühmten gelben Kutsche kam Gertrud an die Station, die zum Nachtquartier bestimmt war. Das Gasthaus war bis oben an's Dach besetzt und es konnte ihr nichts gegeben werden, als eine kleine

Dachkammer. Sie nahm diese und richtete sich ein. Nachts konnte sie nicht schlafen und kam auf den Gedanken, die Parthie der Semiramis nochmals durchzusingen. Die ersten Passagen gingen, dann aber fing im Nebenzimmer ein leises Fluchen an, das immer lauter wurde, zuletzt wurde ein unmäßiges Poltern daraus und ein Werfen gegen die Thür. Gertrud war so vertieft in ihren Gesang, daß sie nichts hörte, es wurde nach einer Weile still, und als sie gerade die Bravour-Arie der Königin geendet hatte, wurde die Thür halb geöffnet und ein Mann im Nachtcostüm mit einer langen spitzigen Nachtmütze, ohne Hosen und im Hemde zeigte sich, machte eine Verbeugung und sagte: ah, je vous fais mes compliments, mademoiselle! c'est charmant! Dies sprechend schloß er wieder die Thür, und ließ Gertrud roth und erhitzt und verlegen mitten in ihrer Musik stehen. Wer war es? Was wollte er? Was hatte dieses Ganze zu bedeuten?

Sie schickte ihre alte Reisegefährtin auf Erkundigung aus, diese brachte die Nachricht, ihr Stubennachbar wäre ein preußischer Kammerherr, der nach Berlin ginge, von dem Gesang aufgeweckt worden wäre, anfangs geflucht hätte, dann aber aufmerksam geworden wäre und zugehört hätte.

Am Morgen sah sie den Herrn von Coccejus, der zu ihr an den Wagen kam, nochmals für die schöne Nachtmusik dankte, ihr seine Karte gab, und sie bat, wenn sie nach Berlin käme, ihn doch zu besuchen. Er sah in der Toilette, die er gemacht hatte, ganz anders aus als im Nachtcostüm, wo ihn zuerst Gertrud erblickt hatte. Es war ein feiner Herr, mit einem Höflingsangesicht, ältlich, aber die Runzeln verdeckt, das Haar unter einer schönen Perrücke geordnet. Gertrud machte ihre Entschuldigung, daß sie ihn gestört, sie habe nicht gewußt, daß er ihr Nachbar sei, sie zeigte sich erbötig, ihm dafür einen Abend was Schönes vorzusingen. Er nahm es an, drückte ihr die Hand, nannte ihr Zusammentreffen une délicieuse aventure und machte nochmals das Wiedersehen in Berlin zur Bedingung.

Als Gertrud nach Leipzig kam, hatte sie diesen kleinen Zwischenfall auf ihrer Reise vergessen, doch sie sollte wieder daran erinnert werden, er bildete den Grund zu einer der wichtigsten Vorgänge in ihrem Leben.

Die Freundin.

Gertrud hatte sich so sehr eine Freundin gewünscht, jetzt erhielt sie eine, und gerade eine solche, wie sie sich gewünscht hatte.

Corona Schröter kam nach Leipzig und bekam bei Hiller als Schülerin in der Musik ihre Wohnung. Athanaïs verließ das Haus.

Wer kennt nicht Corona Schröter aus den begeisterten Lobgedichten Goethe's. Dieselbe Corona, damals ganz jung, voll Leben, voll glühender Vorliebe für die Kunst, talentvoll, in Allem, was das Leben schön und anmuthig macht, gelehrig und erfahren, sie wurde die tägliche Hausgenossin Gertrud's. Beide Mädchen gewannen sich einander lieb, Gertrud's Neigung für die schöne Freundin nahm etwas Schwärmerisches an, sie bewunderte jede der Stellungen und Mienen der Virtuosin

im Schönheitsfach, dabei fühlte sie selbst sich so hölzern, so ungeschickt, so arm an Reizen, daß Corona nur immer zu trösten, aufzumuntern hatte. Dagegen konnte Carona nur lernen an der seltnen Vortrefflichkeit des Gesanges der Freundin, nur wünschte sie diesem melodiereichen, herrlichen Vortrag mehr Empfindung beigemischt, aber das war Gertrud's Sache nicht. Was soll ich empfinden, was soll mir das Herz erwärmen? sagte sie oft ihrer Genossin. Erkläre mir nur das?

Wie läßt sich das erklären! hatte Corona geantwortet. Ein jedes Mädchen weiß, was ich meine. Es ist das, was uns eigentlich zu Frauen macht, der Strom der denkenden, glücklichen Empfindung, der unsere fühlende Brust belebt und sie anschwellt.

Ich liebe Gott, ich liebe Dich! was soll es mehr? war Gertrud's Entschuldigung.

Nun gut, aber außer der Religion, außer der Freundschaft kann man ja noch ein Drittes lieben?

Den Mann? sagte Gertrud zögernd und hinhorchend.

Nenn' es wie Du's willst! rief Corona. Nenn' es die Natur; unser Zusammenleben mit allem Guten und Schönen um uns. Wodurch gefällt Dir ein einfaches Lied, das ich oft singe, und das lange nicht Deine Kunstfertigkeit athmet, womit

Du Alles durchdringst, was Du angreifst, allein durch das, was ich Empfindung nenne?

Ja, sagte Gertrud nachsinnend, ich verstehe wohl, was Du meinst, es ist auch in mir etwas, das da sagt, dahin kannst du nicht, da ist ein Gut, was dir verschlossen ist! Was ist dabei zu thun? Man muß eben zufrieden sein mit dem, was Einem der gütige Himmel in den Schoos geworfen hat.

Corona umarmte die liebenswürdige Gertrud, die so bescheiden in ihrer großen Meisterschaft war. Laß es gut sein, rief sie. Kommt Zeit, kommt Rath; Du bist erst zwanzig Jahr alt.

Auf einem Spaziergange, den beide Freundinnen einst machten, begegneten sie zwei jungen Männern zu Pferde. Es gab eine natürliche Veranlassung zum Gespräch. Der eine der Jünglinge war redseliger, als der andere, der an sein Pferd gelehnt, dastand und zuhörte, mitunter ein Wort mit in's Geplauder warf und dann wieder schwieg. Es war von der Gegend die Rede. Der junge Mann, welcher immer sprach, hatte ein geistvolles, denkendes Antlitz und doch dabei blühende Jugendschönheit, er nannte die Gegend um Leipzig flach und unbedeutend, im Vergleich zu der, wo Dresden lag, das gab Corona nicht zu.

Was sagt Er denn dazu, Monsieur? fragte Gertrud den schweigsamen Mann, findet Er Leipzig auch so kahl und freudlos daliegen?

Jeder Ort liegt mir schön, entgegnete der Fremde, wo mir liebe Menschen wohnen.

Das ist recht, rief Gertrud, alsdann ist Leipzig ein sehr schöner Ort, denn es wohnen sehr viel liebe Menschen dort. Sie wollte noch etwas fragen, aber der junge Mann hatte sich abgewendet und betrachtete die Aussicht.

Corona und der andere Jüngling sprachen mit einander.

Sie sind, lieber Herr, sehr freundlich und gut, wir sehen uns erst zum zweiten Male und Sie denken schon an mein Schicksal. Würde ich denn in Weimar wirklich eine Anstellung finden?

Gewiß! erwiderte der Mann, wenn ich es Ihnen sage.

Ja, wer sind Sie? fragte Corona mit einem Zuge von Verlegenheit. Ich kenne Sie ja nicht. Es ist zur Begründung des künftigen Lebensglücks doch mehr nöthig, als wir von einander wissen.

Ich kenne viel von Ihnen, sagte der Fremde mit Innigkeit. Man muß Sie nur singen und sprechen hören, um zu wissen, wer Sie sind.

Der Mann beim Pferde wandte sich hier rasch

um und fragte: Haben Sie nie den Namen Goethe gehört, wenn von Dichtkunst und Gedichten die Rede war?

O ja! rief Corona, den Namen habe ich schon vielfach gehört, und ich selbst habe von den Dichtungen des Mannes mit Vergnügen gelesen.

Nun gut, so sehen Sie ihn da vor sich, das ist Goethe.

Die jungen Mädchen machten Verbeugungen gegen den Vorgestellten, dieser sah befangen vor sich hin, der Andere lachte.

Die kleine Gesellschaft verfiel in eine Pause, die ziemlich lange währte. Der junge Mann machte sich mit seinem Pferde zu thun, sein Gefährte faßte sich den Muth, trat an Corona heran und sagte: Nun wie steht's, Mademoiselle? Geben Sie mir Hoffnung, daß Sie nach Weimar kommen.

Lassen Sie mich, lieber Herr, nur vorerst mit meinem Pflegevater sprechen, antwortete die Gefragte.

Nun wohl, also an dieser Stelle, heute über acht Tage sehen wir uns wieder, da hole ich mir die Antwort. Leben Sie wohl, meine gute schöne Jungfer! Denken Sie auch zuweilen an mich.

Er faßte ihre Hand, wollte sie an die Lippen führen, ließ sie aber wieder frei, weil er das spöt-

tische Lächeln seines Gefährten bemerkte. Gertrud wurde von beiden Männern gegrüßt. Sie setzten sich wieder auf ihre Pferde und ritten davon.

Ei, was ist das für eine Bekanntschaft, mein Schätzchen? fragte Gertrud neugierig, als Beide auf dem Heimwege waren.

Du hörst, ein Dichter, antwortete Corona. Ich lernte ihn bei Thomson's kennen. Du weißt, sie haben eine Restauration; ich besuchte neulich die Tochter und da kamen diese zwei Herren. Sie genossen etwas und fingen mit uns Mädchen zu plaudern an.

So, davon weiß ich gar nichts.

Es ist auch nichts Merkwürdiges dabei, sagte Corona.

Ach, aber was für ein hübscher Mann ist das! Wie sieht er ganz anders aus, als was man so gewöhnlich sieht. Sein Auge schaut offen und kühn herum. Der Gefährte schien mir ein impertinenter Monsieur zu sein. Als ich ihn allerlei fragen wollte, wandte er sich ab und besah die Gegend. Ist das eine Manier?

Corona lachte.

Und das mit Weimar ist wohl nichts — fuhr Gertrud geschwätzig fort — das sagtest Du nur, um etwas zu sagen? Nicht?

Nein, mein Trudelchen, ich habe wirklich die Absicht, mich irgendwo festzusetzen.

Aber nicht dort, rief Gertrud; ich bitte Dich, nicht dort. Der Herzog soll eine arge muntere Fliege sein, da kämest Du gar zu Schaden. Bedenke das! Wenigstens geh' ich dann mit Dir, um stets ein aufmerksames Auge auf Dich zu haben. Ja, ja, Du bist zu schön, zu reizend! die Männer müssen hinter Dir drein sein, es ist nicht anders möglich.

Wir wollen das Alles noch überlegen, sagte Corona. Acht Tage hab' ich noch Zeit zu überdenken.

Als die acht Tage verstrichen waren, wurden die zwei Freunde in Thomson's Garten bestellt. Ein Billet von Corona wurde einem Mädchen übergeben, das sollte es den zwei Herren abgeben; wirklich kamen sie in den Restaurationsgarten. Corona und Gertrud hatten sich unterdessen mit Goethe's Gedichten bekannt gemacht und begrüßten ihn mit großer Ehrerbietung, die damals noch für Alles herrschte, was sich durch den Druck bekannt gemacht. Er lachte und scherzte und war sehr munter. Sein Gefährte entschuldigte sich leichthin und schlenderte im Garten um-

her. Gertrud hatte sich an's Fenster zur Tochter gesetzt, der Garten war leer von Besuchern, die Zwei sprachen mit einander. Es war wieder von Weimar die Rede, und Corona sagte zu.

Gut, erwiderte Goethe freudig, der Herzog ist damit einverstanden, Sie werden aus seinen Händen Ihren Contrakt erhalten.

Aus des Herzogs Händen? sagte Corona erschreckt. Der Herzog soll ja ein so arger Wüstling sein?

Der Gefährte blieb stehen, als er dies hörte. Er fragte: Woher weiß Sie das, Jungfer?

Gertrud sprang von ihrem Sitze auf, und sagte: Ja, wir haben es gehört, man sagt es allgemein! Das ist ja abscheulich!

Der Mann sah seinen Gefährten an, und Beide lächelten.

Geschwätz! sagte Goethe. Man muß nicht Alles glauben, was die Leute sagen.

O, ich bin auch gar nicht ängstlich, antwortete Corona, ich komme ganz gewiß. Sagen Sie das Ihrem Herzog. Ich komme.

Wenn ich doch wüßte, wie der Herzog aussähe, fing Gertrud wieder an. Ich möchte ihn gar zu gerne sehen.

Ist Sie so neugierig, kleine Jungfer Naseweis? fragte der Gefährte.

Ja, sagte Gertrud trotzig und beleidigt, Ihm zu dienen, Junker Obenaus.

Der Herzog wird herschicken, Sie abholen und Sie einstecken lassen! rief der Mann.

Oho! entgegnete Gertrud, ich bin freie Bürgerin von Leipzig, das geht nicht. Ueberdies ist noch der Herr Hiller da, der mich beschützen wird.

Die drei Anderen lachten und der fremde Mann wandte sich zu Goethe und sagte: Mach' ihr eine Beschreibung vom Herzog! Du hast ihn ja gesehen.

Goethe stand da, sinnend und mit sich kämpfend. Er sah auf, sah mit einem halben Blick seinen Gefährten an, lächelte etwas und sagte dann: Das ist nicht so leicht, doch will ich es versuchen. Denke Sie sich einen jungen Mann, stattlich, wenn er im Rathe sitzt, ächt fürstlich, jede Miene befehlend und anordnend, und diesen selben Mann denke Sie sich unter uns, harmlos, so recht lieb und gut, daß unser Eins glauben könnte, er gehörte zu uns, voll milder Weisheit und klugem Verständniß, und da hat Sie den Fürsten. Ist Sie damit zufrieden?

So halb und halb, erwiderte Gertrud; indeß weiß ich noch immer nicht, wie er aussieht. Doch hab' ich's schon, wie ich's machen werde. Wenn meine Freundin hier nach Weimar geht, werde ich sie begleiten, und da werde ich mir neben anderen Merkwürdigkeiten auch den Herzog ansehen.

Mit diesem Entschluß befriedigten sich alle Theile, und gingen froh aus einander.

Als Corona nach einiger Zeit nach Weimar abreiste, und Gertrud sie begleitete, wurden beide Freundinnen an den Hof beschieden. Sie gingen hin, Gertrud hatte eines der seidenen Kleider, die ihr die Kurfürstin geschenkt, angelegt. Sie mußten einige Zeit warten, endlich wurden die Thüren geöffnet und — wer kam ihnen entgegen? Derselbe junge Mann, den sie damals in Leipzig gesehen. Er war freundlich und zu Corona gewendet, gab er ihr den von ihm unterzeichneten Contrakt und sagte: Ich hoffe, Sie recht lange bei uns zu behalten, liebe Jungfer Schröter, und was Sie betrifft, meine liebe Mademoiselle Schmähling, so bin ich überzeugt, daß Sie dem Junker Obenaus nicht weiter zürnen.

Beide Freundinnen waren auf's Höchste überrascht. Gertrud konnte sich nicht zufrieden geben,

daß sie den Herzog so familiär behandelt. Sie gab in Weimar ein Concert, und sang darin besonders gut. Ich muß doch dem guten Herzog etwas geben für das böse Wort, das ich an ihm geredet, sonst vergißt er es mir nie.

Friedrich II.

Vater Hiller verlor Corona mit schwerem Herzen, er hatte sich an die edle Erscheinung, an das heitere, seelenvolle Wesen des jungen Mädchens schon gewöhnt, Gertrud weinte nicht, sie heulte mehrere Tage nach der entschwundenen Freundin. Der Gesang wollte nicht mehr recht vorwärts und es bedurfte des ernsten Wortes Hiller's, sie wieder zum gewohnten Fleiß zu bringen. Wie sie wieder sang, wollte sie nichts als die empfindungsvollen kleinen Arien singen, die sie bei Corona so sehr geliebt und bewundert, das ging aber nur schlecht, und Vater Hiller kam auf seinen alten Vorwurf wieder zurück, daß sie für die Gefühlspartien nicht geschaffen sei. Dies quälte Gertrud, sie konnte es aber nicht ändern.

Eines Abends empfing sie Vater Hiller ganz

besonders feierlich bei dem einfachen Abendbrode. Was glaubst Du, was es giebt? fragte er, und als Gertrud nichts zu rathen wußte, holte er einen großen Brief mit einem fürstlichen Siegel hervor und legte ihn vor sie hin. — Ach! aus Weimar! rief Gertrud.

Nicht aus Weimar. Sieh Dir doch das Siegel näher an: es ist ein preußisches.

Ein preußisches? sagte Gertrud bestürzt. Was hab' ich denn in Preußen zu suchen?

Du hast nichts zu suchen, erwiderte Hiller, man sucht Dich.

Ei, wie seltsam!

Lies nur. Es ist an mich gerichtet, betrifft aber ausschließlich Dich.

Gertrud entfaltete den Brief und las ihn aufmerksam; als sie ihn beendet hatte, legte sie ihn wieder sorgfältig zusammen und vor Hiller hin.

Nun was sagst Du?

Das ist derselbe spaßhafte alte Bursche, den ich auf meiner Reise nach Dresden fand und der mich Nachts belauschte.

Spaßhafter Bursche! wiederholte Hiller ärgerlich, es ist der königliche preußische Kammerherr, Freiherr von Coccejus. Er macht Dir den Antrag, nach Berlin zu kommen, um vor dem König

zu singen! Donnerwetter! das ist sehr zu beachten. Du solltest dem Himmel danken, der Dir solche Freunde verschafft.

Ich glaube, der alte Mann will mich nur zum Besten haben, erwiderte Gertrud.

Aber das königliche Siegel! erwiderte Hiller, macht man damit den Leuten Possen vor? Nein, Gertrud, schicke Dich an, in diesen Tagen nach Berlin abzureisen. Ich will Dir Briefe mitgeben.

Aber Vater, wir haben ja das große Oratorium vorzusingen, in nächster Woche.

Es soll verschoben werden. Dieser Auftrag ist zu wichtig, rief Hiller. Denke Dir doch, der König ist selbst Kenner, er bläst die Flöte. Graun ist bei ihm. In Berlin liebt und treibt man Musik. Ich habe schon lange daran gedacht, wie ich Dich dahin schaffte.

Nun, nun, ist es denn so eilig?

Vater Hiller wurde ernstlich böse. Ich begreife Dich nicht, Kind, wie Du so lässig sein kannst bei solcher Aufgabe. Sie kann Dein ganzes Lebensglück gründen.

Nun ja, ich werde hinreisen, sagte Gertrud. Aber kann ich über Weimar gehen, um meine theure Corona nochmals zu sehen?

Ueber Weimar? rief Hiller, das geht nicht,

das liegt zu weit ab. Du gehst direkt nach Berlin, und steigst im Hause des Herrn Kammerherrn ab, wie er gnädigst Dir anbietet. Da ersparst Du das Geld, das Dir die theuren Gasthöfe in Berlin kosten würden.

Die Reise wurde abgemacht, und in vier Tagen langte Gertrud in Berlin an. Im Hause des Kammerherrn war gerade große Verwirrung, eines der Kinder feierte seinen Geburtstag. Gertrud bekam ihr Zimmerchen, und an dem Abend, wo sie ankam, kümmerte sich Niemand um sie. Am Morgen des nächsten Tages wurde sie auf das Feierlichste von der ganzen Hausgenossenschaft begrüßt. Es wurde ihr ein besseres Zimmer eingeräumt und der Kammerherr sagte: Wir wollen sehen, wenn wir Sie, liebe Jungfrau, beim König anbringen können. Ich hoffe, es soll bald geschehen. Er ist nur jetzt so übler Laune. Er hat nichts zu thun; wir haben unsere Noth mit ihm. Ein neuer Krieg läßt sich nicht sogleich herschaffen, das wäre das Beste für ihn.

Wenn er übler Laune ist, sagte Gertrud, so will ich nur wieder abreisen, denn dann wird er mich schlecht behandeln.

Non, non, ça passera! rief der Kammerherr.

Nur da bleiben, und Ihre einzige Stimme hören lassen.

Denselben Morgen ging er nach Potsdam. Wie er in Sanssouci ankam, fand er das Vorzimmer voll Generale und Diplomaten, die alle warteten, vorgelassen zu werden, und von denen Keiner Zutritt hatte. Nun, das wird schön werden! flüsterte er bei sich. Majestät scheinen ja miserabel erwacht zu sein! Er schlüpfte in's Zimmer und stellte sich neben den Leibkammerdiener, der im Winkel stand und auch nicht wußte, was er thun sollte. Drinnen im Zimmer saß der König am Schreibtisch, den Kopf auf die Hand gestützt, und schien nachzusinnen. Papiere und Federn lagen vor ihm. Es war tiefe Stille. Da befahl der König einem Pagen, einen kleinen Broncekopf auf einer Console aufzustellen. Der Junge, ängstlich und verlegen, machte es nicht recht, zwei-, dreimal ordnete der König es an, immer geschah es nicht so, wie er es wollte. Endlich fluchte der König, und dadurch wurde der Page vollends von allen Sinnen gebracht, und schob den Kopf so, daß er mit dem Gesicht an die Wand hin stand.

So ist's nicht! Umgekehrt wird ein Schuh draus! Dummer Teufel!

Der Page fiel vor Schreck vom Stuhl herab, und der König lachte.

Gott sei gelobt! riefen wie mit einer Stimme der Kammerdiener und der Kammerherr. Der König bemerkte sie erst jetzt, und er fragte sie verwundert, was es gäbe.

Daß Ew. Majestät wieder die Gnade haben zu lachen, das macht uns Freude! riefen die beiden Männer. Eine Woche lang kam der Ernst und der Trübsinn nicht aus Dero Zügen.

Was giebt's Neues, Coccejus?

Ew. Majestät, ich wollte melden, daß die Sängerin angekommen ist.

Was für eine Sängerin?

Die, die mir Ew. Majestät befohlen haben herzubescheiden.

Schick' Er sie wieder fort. Ich will sie nicht hören. Deutsche Sängerinnen! Welch' ein Unsinn! Ich will lieber ein Pferd wiehern hören, als dergleichen anhören.

Diese macht indeß eine Ausnahme, sagte der Kammerherr mit Kühnheit. Ich habe Ew. Majestät bereits erzählt, wie ich mit ihr zusammentraf.

Hab's wieder vergessen, sagte der König; wie war's?

Im Gasthof zwischen Dresden und Leipzig kam

ich spät an, bin müde und krieche zeitig in's Bett. Kaum hab' ich die Augen geschlossen, fängt im Nebenzimmer Jemand zu singen an, aber auf eine so lamentable Weise, daß ich aus der Haut fahren will. Ich springe auf, ich ergreife den Stiefelknecht unter'm Bett, den Leuchter, Alles bin ich bereit an die Thür des Nebenzimmers zu schleudern, wenn der verdammte Gesang nicht aufhört. Aber, was geschieht? ich höre genauer hin, ich erkenne eine meiner Lieblingsarien aus der Oper Semiramis, und wie vorgetragen? Mit einer Schärfe des Ausdrucks, mit einer so schönen Modulation der Stimme, so klar, so deutlich, daß ich außer mich selbst gerathe, die Thür aufreiße und ein paar freundliche Worte hineinrufe.

Notabene, im Hemde und mit der Schlafmütze auf dem Kopfe! fügte der Kammerdiener hinzu.

Er mag schön ausgesehen haben! rief der König lachend.

Die Dame steht entrüstet und purpurroth vor Schreck vor mir.

Das kann ich mir denken, sagte der König. Die arme Seele wird nie so viel männliche Reize beisammen gesehen haben.

Die Folge war, daß ich sie einlud, zu mir, nach Berlin zu kommen.

Und jetzt ist sie da! sagte Friedrich. Ja, freilich, nun müssen wir Seine Dummheit gut zu machen suchen, und sie anhören, und zwar wollen wir ihr nicht noch einmal den Anblick eines Mannes ohne Hosen gewähren, sondern in anständigem Costüm sie hören. Bestellt sie auf den nächsten Concert-Abend zu mir.

Froh, die gute Laune des Königs wieder hergestellt zu haben, eilte der Baron nach Hause mit der Nachricht für Gertrud, daß sie sich bereit machen müsse. Dies geschah; an dem bezeichneten Abend fuhr sie nach Potsdam. In dem bekannten Musiksalon in Sanssouci fand sie den König, zusammengesunken in seinem Lehnstuhl sitzend, den Kopf auf die Hand gestützt. Aufmerksam betrachtete sie den berühmten Mann, und sie konnte es nicht leugnen, nirgends hatte sie Furcht empfunden, hier aber empfand sie etwas dergleichen. Dem sollst du etwas vorsingen? dachte sie bei sich. Wie wird es gehen? — Der Flügel war geöffnet, der Concertmeister Franz Benda stand daneben. Eine Pause herrschte. Endlich führte sie Benda näher zum Könige, und der, seine Blicke immer starr auf sie gerichtet, fragte endlich: Sie will mir etwas vorsingen? —

Wenn Ew. Majestät befehlen; erwiderte Gertrud.

Na, sing' Sie.

Gertrud trug nun eine Arie Graun's vor; worauf der König sich beifällig äußerte, und dann fragte: Kann Sie auch a prima vista singen? Als sie das bejaht hatte, brachte der König eine der schwierigsten Bravour-Arien Graun's, die ihr nicht bekannt sein konnte, und forderte sie auf, sie zu singen. Das da, rief er auf die Partitur zeigend, wo einige große Rouladen vorkamen, das ist dummes Zeug! Aber wenn es gut gesungen wird, klingt es doch hübsch. Gertrud trug das schwierige Musikstück ohne Fehler vor. Als sie geendet hatte, sagte der König: Ja, Sie kann singen.

Ein Sonnenglanz zog über das Gesicht des Kammerherrn, als er diese Worte hörte. Auch die wenigen Zuhörer im Salon brachen in ein Gemurmel des Beifalls aus.

Die schwierige Probe war bestanden; der Widerwille des Königs gegen deutsche Kunst beseitigt, dazu die üble Laune verscheucht. Was konnte man mehr wünschen!

Nach wenigen Wochen, während Gertrud immer nach Potsdam abgeholt wurde, um dort zu singen, kam der Antrag des Königs, in seine Dienste zu treten, mit einem Jahrgehalt von dreitausend Thalern auf Lebenszeit. Hiller, dem sie dies mel-

dete, gab ihr den Rath, eine Reise nach Italien sich auszubedingen, aber hier stieß sie auf Schwierigkeiten. Der König hieß sie bleiben, denn in Italien könne sie nicht mehr lernen.

Nach einiger Zeit wurde ihr Gehalt auf's Doppelte erhöht. Sie hatte jetzt eine gesicherte, geachtete, ja sogar angesehene Stellung; in der Gunst des Königs, die immer im Wachsen war, in der Liebe des Publikums. Sie trat neben den gefeierten Sängern auf, und glänzte neben Concialini und Porporino; kein Abend verging, wo sie nicht gepriesen und belobt nach Hause kam. Sie lud ihren theuren Vater Hiller ein, sie in Berlin zu besuchen. Er kam. Sie führte ihn in ihre eigene Wohnung, zeigte ihm mit Stolz ihre Einrichtung, und zum Schluß sagte sie mit großer Rührung und Innigkeit zu Hiller: Das hab' ich Alles Ihnen zu danken, denn hätten Sie sich damals des armen, verwahrlosten Mädchens nicht angenommen, wer weiß, was aus mir geworden wäre!

Nicht also, mein Kind! erwiderte Hiller, das hast Du Deinem Talent und dem Fleiß zu danken, den Du darauf verwendet.

Auch Corona Schröter lud sie zu sich ein: allein die war in Weimar zu beschäftigt, um kom-

men zu können. Ihr Vater war bereits gestorben, sonst hätte sie ihn mit nach Berlin genommen. Sie war so glücklich, so zufrieden, sie hätte alle Welt neben sich versammeln mögen, um Theil zu nehmen an ihrer Zufriedenheit.

Das Bachanal.

In dem Souterrain des alten Schlosses Rheinsberg, wo Friedrich's Bruder, der Prinz Heinrich residirte, in dem sogenannten Garderobe-Zimmer, hatten sich eine Anzahl von der Capelle des Prinzen versammelt, und feierten bei einem Trinkgelage das Geburtsfest ihres gnädigen Herrn und Patrons, des Prinzen, der selbst nicht da war, sondern in Berlin den Festlichkeiten beiwohnte, die ihm zu Ehren gegeben wurden.

Oben am Tisch präsidirte, bei dem Trinkgelage, die große, massenhafte und athletische Gestalt eines alten Dieners des Prinzen, den er aus Italien geschickt bekommen hatte, und der nun schon fünfundzwanzig Jahre in seinem Dienste war, Herr Sangrelli mit Namen. Viele wollten behaupten, er sei nur ein ehrlicher Deutscher, der in Italien

die Sitte angenommen habe, seinem Namen einen fremdartigen Klang beizufügen, um ihm ein gewisses Ansehen zu verschaffen, das er auf andere Weise ihm zu geben nicht im Stande war, und daß er kurzweg Sangerel heiße, und aus Nürnberg stamme, wo sein Vater Briefträger war. Er hatte in Florenz sich den Titel eines Concertgebers gekauft, der damals billig zu haben war, und reiste als solcher, ohne Concerte zu geben, umher. Der Kurprinz von Sachsen nahm ihn in seine Dienste, in der Absicht, ihn nach Dresden zu bringen, er fand aber bald, daß Herr Sangrelli ein unnützes Möbel war, und brachte ihn mit guter Art in Preußen unter, wo er wegen seiner andern Verdienste, die nichts mit der Musik zu thun hatten, beim Prinzen Heinrich eine feste Anstellung fand. So lange er jung und hübsch war, beherrschte er den Prinzen, als er dieses nicht mehr war, behielt er noch immer einiges Ansehen, und ward besonders der Capelle als Haupt vorgesetzt, die er in Ordnung hielt und, wo es nöthig war, neu rekrutiren mußte, zu welchem Zweck er jährlich eine Reise in die besondern Garnisonsstädte machte und junge hübsche Musiker aufsuchte, die er für die Capelle in Rheinsberg engagirte.

Neben Sangrelli saßen die Musiker in bunter Ordnung und in der heitersten Laune, denn aus dem Keller des Prinzen war guter Wein heraufgeholt worden, und der Koch hatte für ein anständiges und reichliches Abendessen gesorgt.

Nun, Freund Sangrelli! rief die erste Violine, ein kleiner Mann mit einem lebhaften Gesicht, aus dem der Humor herausblitzte, füll' Dein Glas, alter Bruder, und laß uns auf das Wohl des Königs anstoßen.

Des Königs? rief der Concertmeister, ich wünschte, Du hättest unsern Prinzen genannt, Seyfert. Denn unter uns gesagt, was kümmert uns der König? Was thut er für uns? Giebt er uns reichlicher zu essen und zu trinken? He? Nichts von allem dem. Bei ihm heißt das dritte Wort: Sparen.

Der Teufel hole die Geizhälse! rief der Baß, ein hübscher junger Bursche, der vor Kurzem erst eingetreten war.

Die Pauke ließ ein deutliches Gemurmel hören.

Sangrelli sah ein, daß er zu weit gegangen war, er gab also dem Baß einen freundschaftlichen Stoß und rief dabei: Willst Du schweigen, Esel! Der König ist der König! Ueber ihn muß nicht gesprochen werden. Welch' einen herrlichen

Kriegsruhm hat er sich jetzt erbeutet! Ganz Europa lag ihm zu Füßen. He? ist's nicht wahr, Selling?

Dies war an die Pauke gerichtet, die jetzt in etwas freundlichen Tönen erwiderte: Ja, Herr Concertmeister, das ist wahr! So wahr, wie nur irgend etwas sein kann. Gottschwerenoth, ohne diesen König wären wir Alle nichts!

Sangrelli zischelte dem Baß in's Ohr: Merkst Du nicht? Der da berichtet Alles, was hier gesprochen wird, nach Berlin! Drum! er legte den Finger auf den Mund. Verstehst Du? Hm!

Das ist aber nichts! rief der junge Mann ärgerlich. Wo bleibt da die Freiheit und Ungezwungenheit? Wetter! Ich will fort!

Dableiben! rief der Meister, den Jüngling wieder auf den Stuhl zurückdrückend. Hier läuft man nicht fort, sondern bleibt und singt. Wie war das schöne Lied, das wir neulich aus Halberstadt bekamen? He? Weiß es Einer auswendig? Es war zum Lobe der preußischen Waffen und fing an „Ist ein Gott im Himmel, muß er preußisch sein!" —

Das Lied wurde gesungen, wobei die Pauke nicht verfehlte, jedesmal Schläge auf die Tischplatte zu thun, welche die energischen Töne ihres Instruments wiedergeben sollte.

Niemand kann so gut patriotische Lieder vortragen, als unser Violoncell, sagte die zweite Violine. Wo ist das Violoncello?

Man sah im Kreise umher, man fand es nicht.

Wer weiß, wo der liederliche Vogel sich rumtreibt! rief Sangrelli. Der ist ja nie zu Hause. An dem sind meine Lehren verloren. Der Prinz war anfangs die Güte selbst, aber hat er's anerkannt? Jeder Schürze lief er nach.

Kehre es um! rief die Pauke, jede Schürze lief ihm nach. Hier in Rheinsberg konnte er Alles haben, was einen Unterrock trug, so viel ist gewiß!

Das ist's ja eben, was ich sage, rief der dicke Meister. Es ist keine Ordnung mehr, keine Disciplin mehr unter den Burschen. Sie wollen Alle Künstler sein, und als solche genial über die Schnur hauen! Teufel! Ihr Leute, Ihr müßt pariren! Gehorsam müßt Ihr lernen. Ihr seid nichts als gewöhnliche Soldaten, muß ich Euch das sagen? Soldaten, die unter dem Stock stehen!

Ein allgemeines Gelächter ließ sich hören.

He! wer lacht? schrie der dunkelroth gewordene Concertmeister. Was ist das für ein unanständiges Betragen? Haller! Rothenau! Ziphig!

Aufgestanden! Das Gewehr präsentirt, marschirt, geschultert!

Die Angerufenen erhoben sich, hielten das Messer grade vor sich, als seien es ihre Waffen und machten die Manöver eines Soldaten, während die Andern lachten. Die Pauke blieb ernsthaft.

Nun, nun! rief Sangrelli. Gar zu streng will ich's auch nicht machen, muß ja daran denken, daß ich selbst Künstler bin.

Denkt an den Carneval in Venedig, rief die erste Violine.

Ja, mein kleiner Arnold, daran will ich denken. Es war meine Glanzzeit. So viel Ehre und Ruhm ist mir später nicht zu Theil geworden. Götter, wenn mir die liebreizende Bordoni einfällt! Den Abend, wo wir zusammen auf dem Maskenballe verbrachten, und wo sie mir die deutlichsten Zeichen gab, wie es um ihr Herz stand! Götter, was war das für ein Abend! Ich begleitete sie zu ihrer Gondel — nur müßt Ihr nehmen, Jungens, wie ich damals aussah, als venetianischer Nobile aus alter Zeit, ganz schwarz gekleidet mit rothen Bandrosen an den Beinkleidern und den Schuhen, das war schon allein ein Costüm, um sich darein zu verlieben. Nun, ich begleitete die schöne Bordoni zu ihrer Gondel, und

da flüsterte sie mir zu — ich höre ihre Worte noch heute — Schade, Sangrelli, daß ich Euch zu spät sehe, ich würde mich sonst anders entschlossen haben? Wie so? Signora, fragte ich bescheiden. Ich meine nur, jetzt heirathe ich Hassen, alsdann würde ich Sie genommen haben. Das sagte die Göttliche bei hellem Mondschein. Bordonichen! rief ich liebestrunken, das war ein Wort, was ich von ihren Lippen gehört, was ich nie vergessen werde. Und dabei nahm ich eine Attitüde an, halb schwärmerisch, halb begeistert.

Die Pauke starrte den Erzähler an, und sagte dann trocken: Damals müßt Ihr aber anders ausgesehen haben.

Freilich! rief der Concertmeister empfindlich und zu seinem nächsten Nachbar gewandt, rief er Man sehe doch den Burschen! Was er für hübsche Bemerkungen zu machen weiß. Nun Kinder, trinkt, Ihr seid noch jung, Euch kann auch noch so etwas passiren, obgleich ich nicht gerade dafür stehen will, in der Sandbüchse, wo Ihr geboren seid, und mit den stumpfen Sinnen, die Euch die gnädige Allmacht gegeben, daß es von der Art sein wird, wie das eben Erzählte. Das passirt nur den Genies. Ah, da seht nur Einer! da kommt das Violoncello. He!

Mara! Wohin? Komm hieher, mein Sohn, wo bist Du so lange geblieben?

Geschäfte, mein Vater.

Ach, Papperlapapp! An diesem Tage hat man keine Geschäfte. — Der junge Mann, der eben eingetreten, war von blendender Schönheit, schwarzem Haar, dunkeln Augen, und hatte eine schöne Fülle im jugendlichen Gesichte, frische Lippen, weiße Zähne. Er kam in seiner Uniform, die er aber ablegte, und den Hemdkragen niederstreifend zeigte er Hals und Schultern, wie man sie beim Antinous findet. Er begrüßte den Concertmeister mit einem Kusse, die Kameraden mit einem Handschlage. — Nun, mein Engelchen! sprich, wo warst Du? fragte der dicke Meister.

Wahrhaftig, ich komme jetzt vom Schreibtische, war die Antwort, ich habe die Partituren zusammengestellt zu Serenissimi Oper.

Davon ist ja schon eine Probe gehalten worden! sagte die Posaune.

Ohne diese Frage zu beachten, legte sich Mara gerade ausgestreckt auf ein Paar Stühle, ließ sich das Weinglas von Sangrelli füllen, und schlürfte es behaglich aus, mit der vornehmen Uebertreibung, die er hier anzunehmen sich erlaubte, dann gähnte er, eben so ungenirt, und fragte hierauf: Was giebt's

Neues? Da Niemand antwortete, ergänzte er seine eigene Frage, indem er hinzusetzte: Ich wußte es wohl, diese Esel erleben nie etwas, das sich beschreiben läßt. So will ich Euch denn erzählen, was ich neulich für ein Abenteuer bestanden. Aber noch Wein! Wenn ich bitten darf, etwas Stille!

Aber nur nicht immer von Deinen Weibergeschichten! bat Sangrelli.

Gerade von denen! rief der junge Musiker.

Nun! so erzähle! Aber mach' es kurz; rief der Concertmeister, mir ist dieses Thema schon zum Ueberdruß bei Dir. Er schob sich verdrießlich in seine Ecke, zündete seine Pfeife, die er nur höchst selten in Brand setzte, an, und machte sich bereit, die Erzählung seines Lieblings anzuhören.

Kennt Ihr ein Mädchen, das Schmähling heißt? fragte Mara den um ihn versammelten Kreis.

Wie sollen wir nicht? erwiderte die Posaune. Es ist ja dieselbe, die der König hat kommen lassen und die die entsetzlich schweren Opern singt, mit Porporino um die Wette, das Wunder, wovon ganz Berlin voll ist. Sie singt vom ungestrichenen G bis zum dreigestrichenen E.

Richtig, Sammo! Dieselbe, mein Junge. Ich habe immer gesagt, der Sammo bekümmert sich am Meisten um die Dinge, die um ihn passiren;

rief Mara. Also wirst Du auch wissen, daß diese neue Sängerin ein ziemlich hübsches Mädchen ist, und daß sie vom König für ihre Triller sechstausend Thaler erhält?

Nein, das hab' ich nicht gewußt, rief die Posaune. Donnerwetter! Das ist ja so viel als ein General bei der Armee.

Als sechs Generäle bei der Armee! rief Mara mit Lachen. Nun dieses theure Schätzchen war vorige Woche hier bei uns, das heißt, beim Prinzen, um mit ihm die neue Oper einzustudiren. Es sollte ganz in der Stille sein, deßhalb war ich nur hinkommandirt, um das Gedudel mit dem Instrument zu begleiten. Der Opernsal war halb dunkel, die Schmähling und die übrigen Komödianten waren in ihrer gewohnten Kleidung, ich saß im Orchester, hatte die Partitur vor mir und spielte. Gieß' mir das Glas voll, Sammo!

Was ist denn aber — fing eine Stimme aus dem Haufen an.

Schweigen! donnerte Mara.

Als die Stille hergestellt war, fuhr der Erzähler in bequemer Weise fort: Der Prinz war selbst auf der Bühne, wie er stets pflegt, wenn eine Piece von ihm dargestellt wird. Die Sängerin hatte eine Schäferin darzustellen, die da liebt und wie-

der nicht liebt, wie es diese Theaterprinzessinnen zu thun pflegen.

Du vergißt die große Oper Dido, schaltete Sangrelli ein, die ich in Florenz ausführen sah. Ich sollte den Aeneas machen, allein es kam nicht dazu. Gewöhnliche Theater-Cabale. Da liebt die Heldin wirklich! Das muß wahr sein. Wenn man deßhalb den Scheiterhaufen besteigt, dann weiß ich nicht, was man mehr thun soll.

Mara hatte mit Ungeduld diese Unterbrechung ertragen und fuhr nun fort: Als die Sängerin auf der Bühne ist, merke ich, daß sie sich damit beschäftigt, mich spielen zu sehen. Und als ich aufhöre zu spielen, sieht sie mich doch immer noch an. Dem Prinzen sogar fällt es auf und er frägt: Mais qu'est ce donc? Qu'avez vous là? Nichts, sagte sie zerstreut und befangen, und der Gesang geht weiter. Mitten in ihrem Spiel frägt sie auf einmal: Aber wer ist denn der, der mich begleitet? Der Prinz fährt erstaunt zurück, sie bemerkt das, und setzt rasch hinzu: Aber, ich muß das wissen, er spielt falsch. Falsch? rief der Prinz erstaunt, und mir fällt der Bogen vor Aerger aus der Hand. Ja, falsch, falsch! rief sie, mit dem Fuße stampfend, ich muß das wissen. Der Prinz versicherte ihr, ich sei sein bester Violoncellist, es

sei pur unmöglich, daß ich die einfache Begleitung nicht richtig aufgefaßt hätte. Sie antwortet nichts, sondern sieht mich an. Dann spricht sie zum Prinzen: Ew. Königliche Hoheit werden entschuldigen, ich kann heute nicht singen, ein plötzlicher Kopfschmerz belästigt mich. Ich muß bitten, nach Hause fahren zu dürfen. Der Prinz, immer artig gegen Damen, macht ihr eine Verbeugung; die Probe ist aus. Als der Wagen vorfährt, bin ich bei der Hand, um ihr einsteigen zu helfen. Was thut sie da? Sie ergreift meine Hand, drückt sie und spricht: Vergeb' Er mir! Ich hab' Ihm unrecht gethan, Er hat richtig gespielt, es war nur mein unglücklicher Kopf, der so schmerzte. Ich beuge mich auf ihre Hand und küsse sie; sie steigt ein und fährt fort.

Nun? sagte Sangrelli, als eine allgemeine Pause entstand.

Nun? Was denn nun? fuhr Mara auf. Ich denke, ich habe genug gesagt.

Ich dachte, sie hätte Dich zu sich kommen lassen, nach Berlin, sagte der Concertmeister.

Ah bas! Schnickschnack, man läßt auch gleich zu sich kommen! Alberne Possen! rief Mara verstimmt, so etwas mag zu Deiner Zeit Mode gewesen sein, Papa! als Du in den Gassen von

Florenz herumschwärmtest. Heutzutage drückt ein anständiges, deutsches Mädchen die Gefühle ihres Herzens anders aus. Kurz, die Dame liebt mich, das sieht Jeder ein. Nicht wahr, Posaune?

Feurig! Ueber alles Maß hinaus! war die Antwort.

Was ist nun zu machen? fragte der glückliche Violoncellist.

Halt! rief Sangrelli mit geheimnißvoller Miene, indem er beide Hände seines jungen Freundes faßte und ihn in die Fensternische zog, diese Sache muß geheim behandelt werden. Komm, ich will Dir einen Rath geben.

Aber die Posaune kann doch dabei sein? fragte Mara, indem er die Rockzipfel seines Genossen hielt.

Versteht sich, war die Antwort; aber dann auch Niemand weiter. Kommt hieher, Jungens; das ist ein hübsches Winkelchen! Hier hört uns Niemand, und die Uebrigen sind auch fast Alle schon betrunken. Das lumpige Zeug kann nicht viel vertragen. Zu meiner Zeit war das anders! Als ich von Nürnberg wegging, ich war ein Bursche von etwas über zehn Jahren —

Wie, Meister, rief die Posaune, ich denke, Ihr seid in Italien geboren?

Ganz recht, ich wollte auch nicht Nürnberg, sondern Florenz sagen, verbesserte sich Sangrelli. Du mußt wissen, mein Junge, man nennt Nürnberg immer das deutsche Florenz; daher kam die Verwechselung. Ja, wo blieb ich? Als ich von Florenz Abschied nahm, um nach Venedig zu gehen — Ihr wißt schon — da lernte ich meine göttliche Bordoni kennen —

Der Teufel hole Deine Lügen! rief Mara. Sprechen wir jetzt von meinen Angelegenheiten.

Gut, von Deinen Angelegenheiten. Ich will Euch die Geschichte, wie ich das Weintrinken kennen lernte, und wer mir dabei geholfen, ein anderes Mal erzählen, sagte der Meister. Also Du bist verliebt, mein Federigo? Zu Deutsch, mein Fritzchen?

Ich nicht, rief der Angeredete, sondern sie ist es in mich.

Daraus muß etwas Ernstes werden! verstehst Du mich? sagte Sangrelli. Du mußt sie mit aller Form unter die Haube bringen. Sie muß Madame Mara werden. Still! Nicht zu laut geplaudert!

Wie fangen wir das an? fragte der Violoncellist.

Nun siehst Du, rief der Meister, was Du eigent-

lich für ein dummer Teufel bist! Wenn es darauf ankommt, eine Intrigue sorgfältig einzufädeln, so daß sie sich zu etwas Nützlichem gestaltet, so weißt Du nichts Gescheidtes, so stehen die Ochsen am Berge bei Dir. Du mußt sie zwingen, daß sie Dein Weib wird!

Ja, rief Mara, zwingen —

Wie zwingt man die Weiber? He? sagte der Rathgeber. He? Wie macht man das? Man läßt sie kosten, aber nur kosten von dem Honig, nach dem sie Alle verlangen, und wenn sie mehr wollen, heißt es, der Kirchenschlüssel öffnet die Lade. Hast Du begriffen?

Ich verstehe — und Du meinst, sie wird in die Falle gehen?

Alle Weiber gehen in die Falle, wenn man's nur klug anfängt. Es ist das alte Lied der Mutter Eva, wobei, wenn wir nur nicht solche Esel wären, und selbst gleich freiwillig die Butter auf das Brod trügen, es uns gelänge, das ganze Weiberregiment unter den Pantoffel zu bekommen. Geh' nach Berlin, fuhr der Rathgeber fort, stell' Dich anfangs so, als wolltest Du nicht zu ihr, laß Dich zufällig in ihre Nähe bringen, und wenn sie dann auf das Thema kommt, faß sie schnell und nimm ihr das Wort ab, das sie bindet.

Denk' Dir, Fritzchen, wenn Du nun nach Hause kommst und kannst uns sagen, die Frau ist mein, und die sechstausend Thaler sind ebenfalls mein! Was wird das für ein Jubel sein!

Ich stoße sogleich in die Posaune! rief der Kamerad, damit alle Welt sich mit uns freuet!

Nein, Kerl, das thust Du nicht! rief Sangrelli, denn Anfangs muß es geheim gehalten werden: der Prinz liebt nicht verheirathete Burschen unter seiner Dienerschaft. Doch eine geheime Trauung ist ebenfalls eine Trauung. Ich war in Padua beinahe drauf und dran, eine reiche Wittwe zu prellen, gerade auf diese Weise. —

Ich geh' morgen nach Berlin, rief Mara begeistert. Kommst Du mit mir, Sammo?

Versteht sich, entgegnete der junge Mann, wenn Du mich haben willst.

Beide standen auf, bereit, das Zimmer zu verlassen. Sangrelli heftete sich noch an den Arm Mara's, indem er ihm in's Ohr zischelte: Wenn das Glück Dich krönt, mein Einziger, vergiß dann Deinen alten Lehrer nicht. Bedenke, daß ich es war, der Dich aus einem Haufen Rekruten herausfand, und Dich hieher brachte! Weißt Du noch in Schwedt, im Regiment des Prinzen Achim Archinbald, der jetzt in Berlin ist? He! schöne

Zeiten das! Du, noch ganz jung, noch von keinem Dinge etwas wissend, ein hübsches, kleines Jüngferchen, gehorsam, verständig, mit so brennend schwarzen Augen, daß man damit Pulverfässer zum Springen bringen könnte. Nun geh', geh' und mache Dein Glück! —

Liebeskummer.

Der Plan wurde ausgeführt, gerade wie es Sangrelli angegeben. Die beiden jungen Musiker kamen nach Berlin, Mara wußte sich in's Haus zu stehlen, das Gertrud bewohnte, er fand sie allein, sie kamen mit einander in's Gespräch, ein Wort gab das andere, und nach Verlauf einer halben Stunde trennte sich Gertrud von ihm, indem sie in die Probe fahren mußte, und zwar schied sie mit einem ewigen Worte gebunden, sie schied als seine Braut von ihm. Das Ganze war so überraschend schnell gegangen, daß sie selbst nicht zu sagen wußte, wie es gekommen. Sie, die früher nicht die geringste Annäherung eines Mannes hatte vertragen können, war jetzt, wie man die Hand umdreht, die Verlobte eines Mannes. Es war nur noch die Bedingung zu erfüllen, daß der König

seine Einwilligung geben mußte. Sie fuhr zu einem ihr bekannten Advokaten hin, ließ sich das Bittschreiben aufsetzen, und mit diesem ging sie zu dem Kammerherrn Cocceius. Der erschrak, als er das Papier erblickte, und weigerte sich standhaft es abzugeben. Wo denken Sie hin, Mademoiselle? Eine Heirath! Jetzt schon, so geschwind! Der König wird nicht einwilligen. Wenigstens will ich nicht der Ueberbringer sein. Geben Sie es in die Commission der Bittschriften, so hat der König es noch heute Abend.

Dieser Rath wurde befolgt. Die Bittschrift kam zurück mit einer entschiedenen, kurzen, abschlägigen Antwort.

Gertrud war außer sich.

Jetzt fingen von allen Seiten die Versuche an, ihr den Heirathsplan wieder aus dem Kopfe zu bringen.

Erst war es Frau Anna d'Aubigné, die Wittwe eines der vielen französischen Angestellten, welche der König in's Land gerufen, die jetzt nach dem Tode ihres Mannes Portiers-Dienste in dem Hause vertrat, wo Gertrud gemiethet. Sie war eine gescheidte ordentliche Person, der Sängerin außerordentlich ergeben, und diese hing auch mit der Neigung an ihr, die einzeln stehende, unverhei-

rathete Damen gern gegen ältere, würdigere ihres Geschlechts zu äußern pflegen.

Liebste Anna! rief Gertrud, denselben Abend noch in das Zimmerchen der Portière niedersteigend, der König will nicht! Er verbietet die Heirath.

Im Grunde genommen, liebes Fräulein, hat er ganz recht. Schlagen Sie sich's auch aus dem Sinne! Ich habe mich nach dem Menschen, dem Mara, erkundigt, er taugt nichts.

Gertrud fuhr zornig in die Höhe. Wenn Sie so spricht, so verlasse ich augenblicklich Ihr Zimmer, Madame! rief sie heftig.

Aber, liebes Kind, kann ich denn dafür? klagte die Wittwe. Ich habe zufällig einen Bekannten, der im Musikcorps des Prinzen Heinrich dient, der hat mir die Geschichten erzählt. Der Mara soll sich Eurer Leidenschaft für ihn gerühmt und die Kameraden bei der Flasche damit belustigt haben.

Das ist nicht wahr!

Der Selling lügt nicht, erwiderte Frau d'Aubigné. Sieh da! da kommt er gerade die Straße herab. Wie zur gelegenen Stunde. Ich rufe ihn herein, so könnt Ihr ihn gleich sprechen. Der Musikus wurde hereingenöthigt; er kam, und nachdem er den beiden Frauen viele Bücklinge gemacht hatte, nahm er auf dem angewiesenen Stuhle

Platz. Er war in seine Uniform eingeschnürt und sah roth und verlegen aus. Gustav, hub die Wittwe an, die junge Dame will wissen, was der Mara über sie gesagt hat; ich will hoffen, Du hast Gott vor Augen und wirst ihr kein unwahres Wort berichten.

Selling legte die Hand auf die Brust und zu seiner Verwandten gewendet, erwiderte er: Du weißt es, Mütterchen, ich lüge nicht. Seit zehn Jahren bin ich in des Prinzen Diensten und Niemand wird mir etwas dergleichen nachsagen können.

Was hat er über mich gesagt? fragte Gertrud.

Sind Sie Jungfer Schmähling? sagte der Gefragte, und auf die Bejahung gab er ihr das wieder, was er hatte Mara und Sangrelli über sie reden hören.

Das ist noch nichts Schlimmes; erwiderte Gertrud. Daß ein junger Mensch sich rühmt, bei Frauen Eroberungen gemacht zu haben, ist schon oft dagewesen. Was sonst?

Was sonst? rief Selling verwundert, bei Gott, wenn Jemand es wagte, so von meiner Schwester zu sprechen, ich würde ihm einen guten Hieb zwischen die Schulterblätter geben. Ueberhaupt ist das eine lose Bande; ich höre nur so verstohlen ihre Worte, sie sprechen schlecht vom König, und

der Mara treibt sich überall herum, wo es nur Weibsbilder giebt, seine Tasche ist nie leer von Geld, er bekommt von der Köchin sowohl als von der gnädigen Frau, und immer muß genug dasein, daß er sich einmal, auch wohl zweimal des Tages volltrinken kann.

Da hören Sie es! rief die Wittwe.

Nichts höre ich, sagte Gertrud, als was man von jedem jungen Manne erzählt. Mit diesen Worten ging sie ärgerlich aus der Thür. Auf ihrer Stube angelangt, rief sie laut im Gebet zu Gott: Lieber Gott, ich habe ihn so lieb! Mach' nicht, daß er ein böser, schlechter Mensch ist, denn dann müßte ich ihn ja hassen. Laß ihn mir zu meinem einzigen Vergnügen! Ich habe bisher keinen Mann ausstehen können, dieser hat es mir angethan, diesen liebe ich! Führe Du uns zu einem guten Ende!

Als Mara kam, sagte sie ihm Alles, was sie von Selling über ihn gehört. Der schändliche Verräther! rief der Violoncellist, ich wußte es, er behorchte uns, um später über uns zu plaudern.

Es ist gut, erwiderte Gertrud, bekenne Er nur, daß das Meiste davon wahr ist, ich mache mir nicht viel daraus, nur will ich nicht, daß man mich belügt.

Herzliebes Engelchen! rief Mara, und legte seinen Arm um ihre Taille, leugnen will ich nicht, daß ich vor Dir manchem hübschen Mädchen schöne Dinge gesagt, und daß ich auch ein Glas Wein über die Maßen liebe, doch das soll Alles anders werden.

Er küßte sie, und sie entzog sich seinen Küssen nicht, endlich rief sie: Halt! Erst die Erlaubniß des Königs! So lange müssen wir warten. Ich werde selbst ein Papier aufsetzen, kein Anderer kann es so sagen, wie ich es fühle. Das muß seine Wirkung äußern.

Das ist recht! rief er, wir wollen Beide eine Schrift zusammensetzen.

Kann Er denn schreiben? fragte Gertrud.

Ein Wenig. Der Prinz hat es mich gelehrt.

Oho! was für ein hoher Schreibmeister! rief Gertrud.

Es ist nicht dieser Prinz, nicht der Heinrich, bei dem ich jetzt bin, sagte Mara, sondern der, bei dem ich in Schwedt war, ein gar lieber, junger Mann. Er ist jetzt hier in Berlin der Prinz Archinbald, der bei den Dragonern steht. Du mußt wissen, liebes Mädchen, ich bin ein Waisenknabe, mein Vater soll ein Italiener gewesen sein, meine Mutter Eine vom Adel, ich kam aus der tiefsten

Armuth und Verlassenheit nach Schwedt, der Prinz nahm sich meiner an und ich wohnte sogar einige Zeit in seinem Hause.

Nun, und weiter! —

Und weiter? rief Mara. Als ich vierzehn Jahre alt war, kam Sangrelli, des Prinzen Heinrich Concertmeister nach Schwedt, und der nahm mich mit nach Rheinsberg, zum Prinzen. Da hast Du Alles, was Du von Deinem Schatze wissen kannst.

Wo lernte Er sein Violoncello? fragte Gertrud.

Auch vom Prinzen Archinbald, entgegnete Mara. Der Prinz spielt selbst ganz gut die Geige.

Gertrud war beruhigt. Noch einmal wurde der Plan mit der neuen Bittschrift überlegt, dann nahm Mara Abschied, und man beschloß sich erst nach acht Tagen wiederzusehen, unterdessen konnte die Antwort aus Potsdam dasein.

In Gertrud's Brust war ein ganz neues Leben erwacht! Sie fühlte und dachte ganz anders jetzt, die ganze Welt schien ihr von Neuem und viel prächtiger gestaltet, als sie früher gewesen. Immer war es ihr zu Sinn, als solle sie Gott danken und ihn bitten, er möchte sie nur so lassen, sie wollte ihm dann freudig wieder dienen, und zu seiner Ehre und seinem Lobe die schönsten

Psalmen singen. Wie ist die Liebe zum Manne doch das Schönste, was das Weib haben und genießen kann hier auf Erden! sagte sie zu sich. Ich habe es nicht glauben wollen, wenn die Freundinnen es mir sagten; jetzt weiß ich's. O Du einziger geliebter Jüngling, bleibe Du mir nur, und alles Andere will ich ertragen, es mag noch so schlimm werden!

Zu Frau d'Aubigné ging sie jetzt seltner, sie vergaß es nicht, daß die Frau schlecht von Mara gesprochen. Sie sagte ihr: ich habe ihm Alles wiedergesagt und er hat mir Alles eingestanden. Er ist jung und leichtsinnig und will anders werden. Gerade so war ich auch: da ist kein Unterschied zwischen uns.

Ein sehr bewegliches Schreiben war an den König abgegangen. Der König hielt es noch in der Hand, als man ihm den Prinzen Achim Archinbald von Schwedt-Bernfels meldete. Als der Prinz eintrat, ging der König auf ihn zu, begrüßte ihn und sagte dann: Ich habe Ihn kommen lassen, lieber Neffe, um mit Ihm etwas zu reden. Er soll mir nehmlich einen kleinen Dienst erweisen.

Der Prinz blieb militairisch aufgerichtet vor dem König stehen, und fragte, was er zu befehlen habe.

Er kennt doch den Mara? fragte der König, den Violoncellospieler in der Capelle meines Bruders?

Der Prinz bejahte.

Nicht wahr, ein liederlicher Strick? rief Friedrich. Ein rechter Taugenichts?

Dazu hatte er die Anlage, erwiderte der Prinz. Doch habe ich ihn seit der Zeit, wo er beim Prinzen Heinrich ist, nicht wiedergesehen.

Schon recht; Ihr könnt Euch wohl denken, daß er die Anlage ausgebildet hat, sagte Friedrich. Er hat die Frechheit gehabt, sich an meine Sängerin, an die Schmähling, zu hängen. Sie bittet mich jetzt, ihn heirathen zu dürfen. Das ist ein Unsinn. Jetzt hör' Er, mein Lieber, laß Er sich bei der Jungfer anmelden und erweis' Er mir die Liebe, und mache Er ihr den Mara so schlecht, wie nur möglich. Hört Er? Hat Er mich verstanden?

Zu Befehl! Ew. Majestät.

So schlecht mach' Er ihr den Mann, fuhr der König fort, daß sie vor ihm ausspuckt und Alles eher lieber möchte, als mit ihm zu Bette gehen. Es liegt mir viel daran, daß dies geschieht.

Es ist aber möglich, erwiderte der Prinz, daß sie dennoch nicht von ihm lassen will.

Alsdann soll sie ihn zu was sie will machen, nur nicht zum Ehemann; erwiderte der König.

Dem jungen Prinzen, der gutmüthig war und dazu selbst vor kurzer Zeit geheirathet hatte, ging die Sache nicht recht zu Kopf, daß er zwei Liebende trennen sollte, er wagte aber nicht dem König zu widersprechen, sondern nahm den Auftrag an.

Wie geht es der Herzliebsten? fragte der König wieder nach einer Pause.

Gut, Ew. Majestät, sie ist auf dem Wege, mich zum glücklichen Vater zu machen, erwiderte der Prinz in der Ueberfülle seines Glücks.

Der König nahm eine Prise, lächelte und sagte: Oho! schon so früh? Man sieht, wie Ihr es treibt, Ihr bedenkt nicht, daß die Welt voller Menschen sitzt.

Ew. Majestät glorreiche Kriege, sagte der Prinz etwas empfindlich, schaffen Platz.

An meinem Geburtstage gebt Ihr ein Fest, Prinz! rief der König.

Stotternd und befangen erwiderte der Prinz: Wie gern möchte ich —

Der König sah ihn starr an. He! was giebt's? rief er polternd, ich will nicht hoffen. Er weiß, daß der Prinz Heinrich verreist um diese Zeit, ich schicke ihn nach Petersburg, ein paar Generäle, Anstandspersonen, sind krank; es ist Niemand da, die Honneurs des Tages zu machen. —

Der Prinz schwieg.

Nun so sprech Er? rief der König heftig; ist die Herzliebste etwa in den Umständen, daß sie den Spaß uns versalzen kann?

Das nicht — der Prinz schwieg wieder, und richtete den Blick auf die zwei Pagen, die an der Thür standen. Der König verstand ihn augenblicklich und entfernte diese durch einen Wink. Nun? Was hat Er zu sagen? fragte er dann.

Ich muß aufrichtig bekennen, stotterte der junge Mann verlegen, daß gegenwärtig der Zustand meiner Casse —

Ah so? rief Friedrich, und eine Rolle mit Dukaten hervorholend, überreichte er sie dem Prinzen. Hier hat Er einen Vorschuß; wenn die Gagen ausgezahlt werden, werde ich das Geld mir wiedergeben lassen, sagte er.

Zögernd nahm der Prinz das Geld.

Noch nicht genug? fragte der König barsch.

Seit sechs Monaten bin ich meinen Hausbeamten ihren Sold schuldig geblieben. — Es wird kaum zureichen, diese Schuld zu decken.

Diable! rief Friedrich, Ihr Verschwender! Was ist denn da zu machen? Wißt Ihr was, laßt Euch alles Nöthige zum Fest von den Dienern meiner Küche und meines Kellers geben. Ich drücke ein Auge zu, will nichts gesehen

haben, es ist ein Unterschleif, den die Spitzbuben hinter meinem Rücken begehen.

Und ich soll sie dazu bewegen? fragte der Prinz.

Possen! Er ist nicht der Erste, der es thut! rief der König lachend. Als ich jung war, hab' ich oft auf Kosten meines Vaters Feste gegeben, und der König, müßt Ihr wissen, der rechnete streng, die Kerle machten es doch möglich, mir gefällig zu sein.

Es ist unmöglich, in meinem Stande mit der Gage auszukommen, fuhr der Prinz klagend fort. Nach dem Willen meines Vaters sollte jeder Sohn seiner Ehe eine kleine Apanage haben; meine zwei ältesten Brüder, die im Kriege starben, haben sie auch gehabt, bei mir aber wurde sie eingezogen.

He! wer nahm sie Euch weg? fragte der König.

Der Prinz schwieg zögernd, dann sagte er: Es war damals nöthig, und auf höchsten Befehl mußten wir unsere Casse hingeben.

Der König antwortete nach einer Pause: Das war der Krieg! Mein guter Freund, weiß Er, was der Krieg ist? Ein verteufeltes Ding das! Ich mußte damals viele Taschen leeren, meine eigene nicht ausgenommen. Doch Er soll, behalten wir Frieden, Seine Apanage wiederhaben.

Ich könnte auskommen, sagte der Prinz, wenn

ich als Privatmann lebte, aber Ew. Majestät zwingen mich, Feste zu geben, eine Umgebung zu unterhalten, die so kostspielig ist, und die ich nicht bezahlen kann. Meiner Frau fehlt es an einer Staatsrobe —

Ich will an meine Schwester schreiben, rief der König eilig, die soll eines ihrer Kleider hergeben! Wozu hat sie sie nöthig? So, jetzt ist diese Sache geordnet! Also, auf Wiedersehn, mein lieber Neffe! Lasse Er's an nichts beim Feste fehlen, hör' Er? — Er machte dem Prinzen eine Verbeugung und dieser trat ab. Verdammter Geizhals! murrte dieser, als er die Treppe niederstieg.

Der Fußfall.

Unterdessen verlebte Gertrud die Zeit mit Ungeduld. Seit fünf Tagen mußte der König ihre Bittschrift schon in Händen haben, dies hatte sie berechnet, und morgen hatte sie Mara versprochen, ihm mit der freudigen Nachricht, mit dem Jawort des Königs entgegenzukommen. Ihre Spannung war auf das Höchste gesteigert; ihre Magd, die sie angenommen hatte, saß den ganzen Tag auf der Post, um nur ja keine Minute zu versäumen, wo die Bittschrift beantwortet zurückkommen würde, sie sogleich ihrer Gebieterin zu überbringen. Die Arme, wenn sie hätte ahnden können, was über sie beschlossen war!

Gegen Mittag ließ der Prinz sich melden. Ein so vornehmer Besuch war nichts Neues mehr für Gertrud, seitdem sie beim König so in Gunst stand,

dennoch fand sie es für nöthig, dem gnädigen Herrn bis an die Treppe entgegenzugehen; er reichte ihr den Arm und führte sie wieder hinein. Das erste Wort des jungen Prinzen war: Ich werde vom König zu Ihr geschickt, Jungfer, um wegen Ihrer beabsichtigten Heirath mit Ihr zu sprechen.

Sogleich fiel Gertrud ein, der König habe diese feine Art gewählt, um ihr seine Zustimmung zu geben, und sie rief freudig: So kann ich also, Ew. Hoheit, dem Könige meinen ergebensten Dank abstatten.

Wofür? fragte der Prinz verlegen.

Für seine Zustimmung, entgegnete Gertrud.

Die ist nicht erfolgt, Jungfer; im Gegentheil, ich bin beauftragt, Ihr zu sagen, daß er nicht einwilligt und daß von dieser Heirath nicht mehr die Rede sein soll.

O mein Gott! rief die arme Getäuschte, und faltete, bleich wie der Tod, die Hände im Schoos.

Der Prinz heftete einen Augenblick das Auge auf sie; sie schien ihm in ihrer Trauer und Verlassenheit zu jammern, dennoch faßte er sich ein Herz, und begann wieder: Sie weiß vielleicht nicht, Jungfer, daß der Mara ein Mensch ist, Ihrer nicht würdig, daß er sich frühzeitig schon

dem Trunk, dem Spiel und den liederlichen Weibern ergeben hat. Niemand kann das besser wissen als ich, der ich ihn einige Zeit unter meiner Aufsicht gehabt habe.

Gertrud schwieg. Sie wollte und konnte auf diese bekannte Anklage nichts erwidern. Sie seufzte still, und hielt die Hände im Schoos gefalten.

Der König meint, es wäre überhaupt noch zu früh für Sie, zu heirathen.

Das soll der König mir überlassen zu urtheilen, ob es zu früh oder zu spät sei! sagte Gertrud kalt und trotzig.

Wenn Sie sich an diesen Mara gehängt hat, fuhr der Prinz mit Widerstreben fort, so soll Sie sich ihn als Liebhaber zulegen, nicht aber als Ehemann.

Gertrud sah den Prinzen groß an, als diese Worte seinen Lippen entglitten. Sie stand auf, stellte sich vor ihn hin und sagte: Und das sagt Prinz Achim Archinbald, der in der ganzen Stadt bekannt ist für einen braven, redlichen jungen Mann? Der vor Kurzem sein junges Weib heimgeführt und sie geheirathet hat, weil er sie liebte, trotz des Widerstrebens des Königs und der andern Verwandten? Der Mann kann nun kommen und mir einen so spitzbübischen Rath geben?

Gertrud hatte die wunde Stelle beim Prinzen getroffen. Er war ein ehrenhafter Jüngling und hatte den Gegenstand seiner Liebe geheirathet, obgleich man in der sittenlosen Zeit, in der er lebte, ihm den Rath gegeben, die Ehe zu umgehen. Er schwieg also, als Gertrud so sprach, eine ganze Weile, dann sagte er: Ich habe den mir gewordenen Auftrag ausgerichtet. Er erhob sich, um zu gehen. Gertrud stürzte auf ihn zu und umklammerte ihn mit ihren Armen. Mein Prinz! rief sie, seien Sie mein Helfer, mein Retter!

Sie vergißt Jungfer — stotterte der Jüngling.

Ich vergesse nichts! erwiderte sie; ich weiß, zu wem ich spreche. Mein Prinz, der Mara mag nun sein, wie er will, er hat mein Wort, ich heirathe ihn doch, und sollten alle Fürsten der Erde dagegen sein. Aber um großes Unglück zu verhüten, bitte ich Sie um Eins — um Ihren Einfluß zu unseren Gunsten.

Um meinen Einfluß? rief der Prinz erstaunt. Ich habe dem König versprechen müssen, die Sache zu hintertreiben.

Aber Sie sehen nun, es geht nicht; jetzt seien Sie großmüthig und handeln Sie für uns.

Was fordert Sie!

Nur eine Kleinigkeit. Sie fährt mir eben durch

den Kopf. Ich will beim Könige noch Alles versuchen, ehe ich ihn aufgebe und ohne ihn handle. Des Königs Geburtstag ist in diesen Tagen, Sie geben ein Fest, machen Sie, daß ich Se. Majestät sprechen kann, aber, wo möglich, ohne Zeugen.

Unmöglich, Jungfer! Das wäre gerade gegen den Willen des Königs gehandelt.

Wozu brauchen Sie sich um ihn zu kümmern, sagte Gertrud stolz, hat er sich doch auch Ihrem Willen entgegengesetzt! Und dann, es ist nicht direkt gegen des Königs Willen. Eine letzte entscheidende Frage ist erlaubt, ist überall erlaubt.

Wenn Sie es so nimmt, Jungfer, sagte der Prinz, wenn Sie noch einen Versuch auf des Königs Gnade machen will, so kann ich nichts dagegen haben.

Dank, edler Mann! Sie wollte des Prinzen Hand küssen, er litt es nicht, er umfaßte sie und küßte sie leise auf die Stirn. Sie wird nicht glücklich, Jungfer, mit so viel Gefühl ist man selten zufrieden und glücklich. Diese Welt ist hart, grausam und kalt.

Der Prinz ging, nachdem er Gertrud sein Wort gegeben hatte, es ihr wissen zu lassen, wenn der König bei ihm wäre. Sie schieden als gute

Verbündete von einander, die bestimmt gewesen waren, sich feindlich einander zu begegnen.

Gertrud schrieb nun an Mara, und bestellte ihn auf acht Tage später.

Sie war in einem verzweifelten Zustand. Jetzt kam Alles auf das letzte Mittel an, das sie in Anwendung bringen wollte; schlug auch dies fehl, so war sie entschlossen, Alles daran zu setzen, um ihren Willen durchzuführen. Es ist nicht Eigensinn! rief sie entschuldigend zu sich selbst, Gott sieht in mein Herz, er wird wissen, daß ich nicht anders kann! Ihm gehöre ich an, sein muß ich werden, und mag meine ganze Stellung darum auch in Trümmern gehen. Sie dachte daran, aus des Königs Dienst entlassen, durch Stundengeben sich ihr Brod zu verdienen. Aehnliche Befürchtungen gingen Mara durch den Kopf, und er besprach sich darüber mit Sangrelli.

Wenn der König nicht zusagt? Was dann? fragte der Violoncellist. So wird sie mich doch heirathen!

Freilich wohl, erwiderte Sangrelli.

Und dann wird sie mit Schimpf und Schande weggejagt, und ich habe eine Frau am Halse, die ich ernähren muß! rief der Musiker wild.

Die Sache steht schlimm, sagte der vorsichtige

Rathgeber. Ich würde jedenfalls, wenn die sechstausend Thälerchen flöten gehen, mich zurückziehen —

Und sie sitzen lassen? fragte Mara.

Jedenfalls doch das, ehe ich mit Frau und Kind betteln gehe. Beim Prinzen hier hast Du es verdorben, der nimmt Dich nicht mehr! da geb' ich Dir mein Wort. Er ist schon so lange nachsichtig gewesen und hat Deine Streiche mit den Weibern immer geduldig mit angesehen, diese Heirath bricht Dir das Genick.

Teufel, und wer war es, der mich zu diesem unklugen Plane anfeuerte? fragte der junge Musiker verstimmt.

Alles nach Umständen, antwortete der Concertmeister gelassen. Jetzt, da die Sachen so stehen, rede ich Dir wieder ab. Ich bin Dein wahrer Freund!

Der Geburtstag des Königs war erschienen. Der Prinz Ferdinand, Bruder des Königs, gab für den Adel und das diplomatische Corps ein Fest, der Prinz Archinbald für das Militair; die Königin hatte die Prinzessinnen und einige vor-

nehme Frauen bei sich. Der König fand sich bei jeder der drei Gesellschaften ein, und blieb eine kurze Zeit. Zu Prinz Archinbald kam er zuletzt. Die Prinzessin, die Gemahlin des Prinzen, die ihm an der Treppe entgegenkam, in dem Kleide der Prinzessin Amélie, begrüßte er mit etwas spöttischer Freundlichkeit, die der jungen Frau das Blut in die Wangen trieb: Ei Madame, in königlichem Glanze kommen Sie mir entgegen! Er war sehr huldvoll und gnädig, sagte dem Prinzen Artigkeiten über die Anordnung des Festes und unterhielt sich mit vielen Generälen, die gegenwärtig waren. Als er zuletzt in ein Cabinet trat und dort mit einem französischen Obersten sprach, öffnete sich, als er eben wieder fortgehen wollte, eine geheime Thür, und herein, in ihrem vollen Theaterschmuck, als Iphigenie in der Oper, trat Gertrud. Sie sah bleich aus, und schwankte ein wenig, als sie sich dem König näherte. Er blieb auf der Schwelle stehen und rief erstaunt: Wie, kommen die alten griechischen Prinzessinnen auch her, um mich zu begrüßen!

Ew. Majestät sehen hier eine höchst erbärmliche Fürstin vor sich, stammelte Gertrud, die da kommt, in ihrer Noth Ew. Majestät um Hülfe anzuflehen.

Was kann ich für eine so hohe Dame thun? sagte der König spottend.

O, Majestät, Alles, was nur irdische Größe thun kann! rief sie, und in Thränen ausbrechend, warf sie sich zu den Füßen des Königs. Majestät, geben Sie mir den Mann meines Herzens! Willigen Sie ein in meine Wahl, thun Sie hier einen Akt Ihrer Gnade! Ich werde dann mit tausend Freuden Ihnen dienen! Aber wenn ich ihn nicht bekomme, so ist's mein Tod.

Der König sah sie lange an mit seinen durchdringenden Augen, dann gab er ihr die Hand und hieß sie aufstehen. Geh' Sie, Jungfer! sagte er, ich hab' Sie für besser gehalten! Habe nicht glauben wollen, daß Sie so dem Geruch von Männerfleisch nachlaufen würde! Na, wenn Sie es denn durchaus haben will, so nehme Sie ihn denn! Und zu dem französischen Obersten gewandt, sagte er: Ein Weib, das sich zur Metze macht eines Mannes wegen, ist wie ein Jagdhund, je mehr Tritte er bekommt, desto heftiger hängt er seinem Herrn an. —

Gertrud hörte von all' diesen boshaften Spöttereien nichts, sie hatte jetzt ihren Wunsch erreicht und war glücklich.

Nach acht Tagen war die Hochzeit. Mara erhielt eine berühmte Frau und ein schönes Stück

Geld. In der Stadt wurde die Heirath nicht mit Freude bewillkommt. Man wußte, daß der König mit Unwillen seine Zusage gegeben, und man kannte Mara's Charakter. Aber nie hatte Gertrud so schön gesungen, als jetzt, in der Blüthezeit ihrer Liebe, es war ein Fest, die kleinste Arie von ihr vortragen zu hören, doch leider dauerte diese schöne Zeit nicht lange.

Enthüllungen.

Es konnte nicht fehlen, Gertrud mußte bald hinter die Schliche ihres Mannes kommen.

Eines Abends, wo sie in Potsdam beim Könige sang, war Mara allein im Hause. Sehr spät ließen sich schwere Tritte auf der Treppe hören und Sangrelli trat ein. Er war erhitzt, hatte viel getrunken, hatte im Spiel verloren und kam jetzt zu Mara, den er zum ersten Male besuchte, seitdem er in Berlin wohnte.

Bacchus segne Dich, mein Junge! rief der trunkene Mann wankend, wie geht es Dir? vortrefflich, wahrscheinlich so gut, daß Du Deine Freunde in Rheinsberg vergißt. Er nahm erschöpft Platz.

Wie kommst Du so spät hieher? fragte der erstaunte junge Mann.

Dich um ein Nachtlager zu ersuchen, erwiderte

der Concertmeister. Ich habe keinen Pfennig in der Tasche, es ist mir durchaus unmöglich, mich anderswo einzumiethen; auch sind alle Gasthäuser schon geschlossen.

Hier willst Du bleiben? rief Mara. Mann, bist Du verrückt, weißt Du nicht, daß ich verheirathet bin? —

Wohl weiß ich das, Kätzchen, wohl weiß ich das! Mir zum Verdruß hast Du diesen einfältigen Streich gethan! doch weiß ich auch, daß Du nicht alle Nächte den getreuen Schäfer spielen wirst.

Schweig! Es ist ein Glück, daß heute meine Frau in Potsdam ist, und daß ich mich krank bei ihr gemeldet habe, daher ich diese Nacht in meinem Zimmer schlafen werde.

Das trifft sich ja ganz superb!

Ja, aber vor Sonnenaufgang mußt Du wieder fort.

Weßhalb denn so eilig? Ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt, Deine Frau zu begrüßen.

Sie wird just nicht allzugroßes Verlangen nach dieser Begrüßung hegen, erwiderte Mara. Du könntest alte Geschichten ihr vorschwatzen, und damit wäre mir schlecht gedient.

Bruder! rief der trunkene Mann mit schlecht gespielter Grandezza, wann hörtest Du je, daß ich

plauderte, und noch dazu aus der Schule schwatzte? Es könnte sein, daß ich ihr meine unglückliche Geschichte mit der Bordoni vertraute, sagte er lächelnd, das würde ihr Spaß machen, da sie auch so ein Stück Bordoni ist, nur lange nicht so berühmt.

Nun so kleide Dich aus, und leg' Dich in mein Bett! sagte Mara unwillig.

Soll gleich geschehen, mein Junge. Vorher muß ich Dich bitten, hast Du nicht etwas, um meine Tasche zu stopfen, sie hat ein häßliches Loch.

Mara schlug einige Banknoten in ein Päckchen zusammen und gab sie dem Concertmeister. Hier hast Du etwas, was die Tasche ausfüllt. Du gleichst aber dem Faß der Danaïden, es giebt da zu viele Löcher zu stopfen! —

Ich habe bei Brental, dem französischen Sprachmeister, ein kleines Trinkgelage für uns eingerichtet, in der kommenden Woche, sagte Sangrelli, sich auskleidend, da mußt Du mit dabei sein, da wollen wir auf Deine Vermählung trinken.

Ich werde Gertrud mitbringen.

Kann es nicht ohne sie sein?

Hm! eine junge Frau will überall mitgenommen sein! antwortete Mara. Ich habe schon Mühe genug, sie von gewissen Gängen fern zu halten.

Nun, so mag sie kommen, rief Sangrelli seuf=

zend und sich im Bette streckend. Sie muß sich doch früher oder später an unsere Bacchanale gewöhnen. Es ist nun nicht anders! Die Leiden und Freuden des Ehestandes, mein Fritzchen. Nun, was ist das? Du kleidest Dich an?

Ich geh' zu meiner hübschen Wittwe, rief Mara, eine solche Nacht kommt nicht sobald wieder. Schlafe Du nur ruhig Deinen Rausch aus.

Das ist der leibhaftige Teufel! rief Sangrelli lachend, das muß ich bekennen! Ein Anderer würde genug haben an einer neugebackenen jungen Frau, der sucht noch Abenteuer. Wie ich jung war, hab' ich anders Haus gehalten mit meinen Kräften! Bursche, das wird nicht lange so gehen!

Mara hörte das Ende dieser Predigt nicht mehr, er machte sich, den Hausschlüssel in der Tasche, auf den Weg zur Nachbarin. Sangrelli löschte das Licht aus, und war nach wenigen Minuten fest eingeschlafen. Das Concert beim König war beendet und Gertrud machte sich nach Hause auf den Weg. Wie lang kam ihr dieser vor; endlich war sie angelangt. Sie wußte, daß Mara unwohl war, sie ging also leise die Treppe hinauf. In ihrem Schlafzimmer suchte sie aber vergeblich den Schlaf; es trieb sie zu sehen, was der Geliebte mache. Er kann es nicht übel nehmen, rief sie

bei sich, wenn ich komme, ich komme ja nur, um zu sehen und zu hören, wie es ihm geht.

Sie tappte im Dunkeln den Gang hinab bis zur Thür, diese leise öffnend trat sie ein. Auf das Bett zuschreitend, rief sie leise: Schläfst Du, mein Mara? Statt der Antwort tönten ihr die tiefen Baßlaute eines Schlafenden entgegen. Gut! rief sie, er schläft. Da kann es nicht so arg mit seinem Unwohlsein geworden sein. Sie setzte sich auf's Bett, und ehe sie's gedacht, hatte sie ihr Nachtkleid abgestreift, und schlüpfte in's Bett, ihm zur Seite. Sie reckte den Hals und gab dem Schlafenden einen Kuß. Dieser erwachte davon, und seinen Arm um ihren Hals legend, rief eine tiefe Baßstimme: Bist Du da, mein kleiner Teufel? —

He! was ist das? das ist nicht Mara! rief Gertrud aufspringend.

Sangrelli hatte rasch, wie er einen weiblichen Busen unter seiner Berührung fühlte, seine Hand zurückgezogen, lehnte jetzt im Bette, starrte in die Finsterniß und rief endlich: Wer ist da?

Aber diese Frage hatte Gertrud nicht abgewartet, sie war eilig gelaufen, und kehrte jetzt mit dem Nachtlicht aus ihrem Zimmer zurück. Mit diesem Lichte trat sie jetzt wieder vor's Bette, und

beleuchtete den Concertmeister, der sich verlegen die Hand vor das Gesicht hielt.

Ah — wer ist der Herr? Wie kommt es, daß der Herr in meines Mannes Bette liegt? fragte Gertrud, sichtlich erleichtert, da sie einen Mann im Zimmer gefunden hatte.

Ah, Madame! ich bin entzückt, Sie kennen zu lernen! rief der Concertmeister. Ich bin im Dienste des Prinzen Heinrich, und ein langjähriger Freund Ihres Mannes. Mein Name ist Sangrelli.

Gertrud, die ihr Nachtgewand wieder umgeworfen, machte eine Verbeugung. Ich habe schon von Ihm gehört, Signor Sangrelli! Er ist der Italiener, der beim Prinzen die Capelle dirigirt. O sehr obligirt, Ihn bei mir zu sehen! Vergebe Er nur, daß ich Ihn für meinen Mann hielt.

O bitte! rief der Concertmeister, ein Kuß von einer hübschen Frau ist nie eine Beleidigung.

Wo ist mein Mann? fragte Gertrud.

Denn wenn das eine Beleidigung wäre, fuhr der Concertmeister fort, wo bliebe ich denn? Wie oft bin ich da beleidigt worden! denn Sie müssen wissen, Madame, ich sah nicht immer so aus, wie ich mich Ihnen jetzt präsentire. Aber, o Himmel, ich bin noch immer im Bette! Erlauben Madame, daß ich mich erhebe und das Nothdürftige anlege —

Wo ist mein Mann?

Sogleich werde ich zu Diensten stehen. Damit schlüpfte der dicke Concertmeister hinter einen kleinen Schirm, der sich im Zimmer fand, und begann seine Hosen anzulegen. Während dessen ging Gertrud verzweiflungsvoll umher, immer ihre Frage wiederholend: Wo ist mein Mann? Endlich kam Sangrelli hinter dem Schirme hervor, nachlässig, aber doch leidlich angezogen. Er nahm einen Stuhl und setzte sich neben die Dame, die er mit verliebten Blicken anzusehen begann.

Ja, wo Ihr Mann ist, Madame, sagte er, das weiß ich wirklich nicht. Ist er nicht bei Ihnen?

Würde ich denn sonst hier sein? erwiderte Gertrud mit Unmuth.

Halt, ich weiß, wo er ist! rief hier Sangrelli. Der Junge verdient, daß ich ihn verrathe, sagte er bei sich. Bei Madame Berg hier nebenan!

Wie? bei der Wittwe des banquerotten Kaufmanns? fragte Gertrud erschreckt.

Sangrelli nickte mit dem Kopfe.

Da muß ich gleich hin! rief Gertrud, die Frau kenne ich, der muß ich das Handwerk einmal für allemal legen. Diese abscheuliche Creatur soll nicht mir zum Possen so nahe ihre Streiche treiben. Sie flog in ihr Zimmer, und kam alsbald mit Hut

und Shawl wieder. Bleibe Er hier, lieber Signor, ich bin gleich wieder da.

Kaum war sie fort, so trat Mara ein. Du bist ein schöner Freund! rief er Sangrelli voll Zorn in Mienen und in der Stimme zu. Warte nur, das will ich Dir gedenken!

Beim Jupiter! Da ist er! Wie hast Du denn das gemacht, in des Teufels Namen! rief der dicke Concertmeister lachend. Laß Dich umarmen, hübscher Knabe. Dieses Entkommen hätte ich nicht für möglich gehalten. Deine Frau sucht Dich.

Ja, durch Dich ausgeschickt? Schmutziger Angeber, Du!

Ich Dich verrathen? rief Sangrelli in der höchsten Entrüstung, wie kannst Du mir so etwas zutrauen? bin ich nicht Dein bester Freund? He! Was ist das für eine niederträchtige Anklage!

Wer soll es ihr denn sonst gesagt haben?

Wer? was weiß ich? Eifersüchtige Frauen folgen den Eingebungen, die in der Luft schweben. Sie werden durch Zeichen und Töne, uns unbekannt und nicht von uns gehört, geleitet. Wie bist Du ihr denn entschlüpft? Seid Ihr Euch nicht auf der Treppe begegnet?

Unser neues Kammermädchen ist meine Ver=

traute; die eilte herüber, als sie Dich mit meiner Frau sprechen hörte, sagte Mara. Auf der Hintertreppe kam ich hieher.

So, so — sieh' den Fuchs! rief der Freund. Wie schlau er sich sogleich einrichtet. Nun Deine Frau wird unverrichteter Sache gleich wieder hier sein! Das giebt einen schönen Spaß. Weißt Du was, nun wollen wir das praevenire spielen. Deine Frau hat nichts gefunden, sie kommt zurück, sie findet Dich hier, nun mußt Du ihr Vorwürfe machen! —

Hm! Ja, aber was soll ich ihr vorwerfen?

Was vorwerfen? rief der Concertmeister, ihre Eifersucht, daß sie Dich unschuldigen Jüngling auf verbotenen Wegen suchen ging. Zudem hat sie mir einen Kuß gegeben —

Dir einen Kuß? Das ist nicht wahr.

So wahr, wie ich hier vor Dir stehe, versicherte Sangrelli. Es war dunkel, sie fand mich im Bette, hielt mich für Dich —

Ja, so kam es — rief Mara mit Lachen.

Das brauchst Du aber nicht so anzunehmen, rief der Mann. Genug, sie hat mir einen Kuß gegeben, in Deiner Abwesenheit. Ein allerliebster Grund, um mit ihr zu zürnen.

Still! sie kommt! rief Mara. Jetzt nun ganz ruhig! Er legte ein Tuch um den Kopf und setzte sich auf einen Stuhl am Fenster.

Gertrud trat ein.

Sie war verlegen, befangen. Sie hatte drüben nichts entdeckt, was ihrem Argwohn hätte Vorschub leisten können, sie fand hier ihren Mann, wie es schien, schwer leidend. Sie grüßte ihn, und warf, von ihm nicht bemerkt, Sangrelli einen bösen Blick zu.

Wo bist Du gewesen, mein Kind? fragte Mara seine Frau.

Bei der Nachbarin, erwiderte Gertrud erröthend, ich wollte sie wegen des morgenden Festes etwas fragen. Und Du, mein süßes Männchen, wo hast Du Dich denn umhergetrieben die ganze Nacht?

Die ganze Nacht? sagte Mara erstaunt. Erst gegen Morgen ging ich zum Doktor, mir ein Mittel zu holen, weil der Schmerz zu arg wurde.

Zum Doktor? widerholte die junge Frau zögernd.

Wie weißt Du denn, daß ich fort war? tönte die Frage des Mannes.

Wie ich das weiß, sagte die Frau, jetzt hoch erröthend, ich — ich war hier.

Ja, rief Mara heftig, und hast Herrn Sangrelli einen Kuß gegeben. Eine Frau, die in Abwesenheit des Mannes fremde Männer küßt, sollte nicht die Eifersüchtige spielen.

So hat er geplaudert, rief Gertrud. Nun ja, es ist auch kein Geheimniß dabei. Ich hielt ihn für Dich.

Wer es glaubt! rief Mara immer noch böse.

Du bist ein rechter Narr! rief sie schmeichelnd, und suchte auf seinen Schoos sich zu setzen. Mara stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Nichts kann mich mehr schmerzen, als unverdient in Verdacht zu kommen, und dabei zu bemerken, daß eine junge Frau auf Seitenwege schleicht.

Du beleidigst mich ernstlich! rief sie jetzt empfindlich. Herr Sangrelli kann selbst die Wahrheit bekennen. Signor, sprechen Sie!

Der Concertmeister, der sich vortrefflich amüsirte bei diesem Streit, ließ sich jetzt herbei, der armen Frau ihr Recht zu geben. Ja, ja, es ist wahr, Mara, ich will bekennen, daß ich das Ganze nur als Scherz gesagt habe. Es war dunkel hier im Zimmer, und Madame glaubte, ich sei Du. Das ist das amüsante Räthsel.

Die arme betrogene Frau! Diesmal kam sie nicht hinter die Wahrheit; doch hatte sie ein Miß-

trauen gegen Sangrelli gefaßt. Dessen Dienst beim Prinzen Heinrich, das, was sie über den Charakter dieses Dienstes hörte, die vielen jungen Burschen, die er zu zügeln und zu bewachen hatte, die Art, wie er dies that und so manches Andere, Eigenthümliche und Besondere, was bei dieser Gelegenheit in der Nähe des Prinzen vorfiel, Alles brachte ihr einen Widerwillen gegen den Concertmeister bei, und sie suchte Mara von ihm frei zu machen. Das war auch Mara's Wunsch. Er mußte sich eingestehen, daß ihm Sangrelli viel koste, und daß er immer mehr verlangte, je öfter er was bekam. Der Schurke! rief er bei sich, er geht darauf aus, mich zu plündern! aber ich will ihm nichts mehr geben. Er wird drohen, Alles über mich, was er weiß, zu plaudern! Mag er es thun!

So geschah es. Das nächste Wiedersehen mit dem Concertmeister gab einen Zank, später noch einen; Sangrelli wurde unmuthig und sagte zuletzt: Bursche! Du willst Dich emancipiren! Ich werde Alles von Dir Deiner Frau sagen.

Gertrud hörte seine Aussagen, die sie für Verleumdungen erklärte. Sangrelli ward das Haus verboten, Mara ging nicht mehr nach Rheinsberg. Da der Prinz abwesend war, so konnte auf sein

Gesuch, der Abschied aus dessen Dienst, nicht gleich gegeben werden. So blieben die Sachen eine Zeit lang in der Schwebe. Sangrelli wurde Mara's erbittertster Feind, der Alles that, um ihm zu schaden.

Schlimmer Gang der Angelegenheiten.

Doch nicht im Punkte der Liebe, auch andere Ausschweifungen Mara's kamen an's Tageslicht.

Eines Tages, als er am Mittag nicht nach Hause gekommen war, erhielt Gertrud folgendes, mit Bleistift gekritzeltes Billet von ihm.

Liebe Frau, ich sitze im Arrest. Ein Streit mit einem Officier, den ich Deinetwegen führte, weil der Schurke Dich zu tadeln wagte, hat mich hergebracht. Es könnte sein, daß ich auf ein Jahr nach Spandau käme, wenn die Sache angezeigt würde. Ein Jahr — von Dir getrennt! Welch' ein entsetzlicher Gedanke für mich! Thu' Dein Möglichstes, liebes Trudelchen, begieb Dich, so wie Du diese Zeilen gelesen hast, zu dem Prinzen Achim Archinbald, er ist der Einzige, der hier helfen kann, und auch helfen wird, wenn Du ihn

darum bittest. Sag' ihm, daß die Beleidigung im betrunkenen Zustande von mir geschehen sei, und daß ich Abbitte thun will.

Mit diesem Schreiben, das die Arme nicht wenig erschreckte, zeigte sich zugleich ein Jude, der einen Wechsel von dreihundert, und einen von sechshundert Thalern präsentirte, beide von ihrem Mann ausgestellt und in wenigen Tagen zahlbar. Sie acceptirte beide Papiere und schickte sich an, zum Prinzen zu gehen.

Es hielt schwer, vorgelassen zu werden; der Prinz hatte eine Menge militairischer Geschäfte vom König aufgebürdet bekommen, die er mit seiner gewohnten Gewissenhaftigkeit alle selbst ordnete und besorgte. Als sie endlich vorgelassen wurde, kam ihr der Prinz unwillig entgegen, und rief ihr gleich beim Eintritt zu: Sie kommt wegen Ihres Mannes? Als Gertrud bejahte, rief der Prinz: Sieht Sie jetzt, was Sie sich aufgeladen hat? Wer hat recht gehabt, der König oder Sie? Er ist ein Nichtsnutz, der Sie noch an den Bettelstab bringen wird.

Wir wollen nicht so hart urtheilen, Königliche Hoheit, sagte Gertrud sanft, mein Mann ist jung! Viele seiner Fehler sind Fehler der Jugend.

Wollte Gott, es wäre so! erwiderte der Prinz.

Nun, was kann ich zu Ihren Diensten thun, meine liebe Madame?.

Mara ist im Arrest.

So höre ich. Er hat gegen den Herrn von Selbitz den Degen gezogen; ein schweres Verbrechen, da er selbst Soldat ist. Der Streit hat vorgestern Abend im Kaffeehause der Frau Arnstein stattgefunden.

Er schreibt mir, daß er betrunken gewesen ist, — und daß er Abbitte thun will, sagte Gertrud kleinlaut. Der Prinz sah ihr mit Theilnahme und Mitleid in's Gesicht. Er bemerkte, daß sie bleich war und daß ihr die Thränen nahe waren. Er erwiderte nach einer kleinen Pause: betrunken! Das ist keine Entschuldigung, er ist selten nüchtern. Das mit der Abbitte — es könnte sein! Wenigstens wollen wir es versuchen. Da muß Sie aber das Beste dazu thun. Sie muß zu dem alten General Selbitz gehen, er ist ein Musiknarr und wird mit großer Freude und Ehre Ihren Besuch entgegennehmen.

Ach Gott, wie soll ich — seufzte die arme junge Frau.

Ja, rief der Prinz, wenn Sie nicht etwas wagen will für Ihren Mann, so geht die Sache

ihren Gang; sie kommt vor's Gericht, und Mara spaziert auf die Festung.

Auf ein Jahr? fragte Gertrud.

Auf drei Jahre, erwiderte der Prinz. Die Strafen sind vom König verstärkt worden.

Um's Himmelswillen! rief die Frau. Ja, ich will zum General gehen. Wollen Sie mir seine Wohnung sagen. Welch' ein böser Gang!

Er lebt als Junggesell, sagte der Prinz, seine Frau ist todt. Früh Morgens um neun Uhr kann Sie ihn sprechen.

Wäre es nicht besser, ich wendete mich an den König! sagte Gertrud.

Der König will nichts mit der Sache zu thun haben, war die Antwort. Wenn es bis zum König käme, würde er ohne Zweifel die Gerichte ihren Gang gehen lassen. Schlage Sie sich nur dergleichen ganz aus dem Sinn, Frau. Mit dem König hat Sie es einmal für allemal verdorben, was Ihren Mann betrifft.

Ist er so rachsüchtig!

Gerecht ist er! rief der Prinz.

Kann ich nicht meinen Mann sprechen? fragte Gertrud.

Ich werde Ihr Jemand geben, der Sie zu ihm führt, erwiderte der Prinz, zugleich machte er

ihr eine Verbeugung, und die Audienz hatte ihr Ende. Wenige Minuten darauf befand sich Gertrud mit einem Unterofficier, den der Prinz ihr mitgegeben, auf dem Wege zum Arrestlokal. Ew. Gnaden müssen verzeihen, sagte der freundliche Mann, wir gerathen aber hier in die Soldatenwirthschaft, da ist es nicht recht geheuer für Damen.

Es thut nichts, mein Lieber; wir wollen rasch gehen.

Durch Säle voll wüsten Lärms, wo die Mannschaften theils exercirten, theils sich müßig umhertrieben, schlechte Späße machten, oder sich zankten, gelangte der Unterofficier mit seiner Dame in ein abgesondertes Quartier der Kaserne, hier wurde eine enge, kleine Thür geöffnet, und Gertrud sah in ein Zimmer, das voll von Tabaksqualm war, aus dem man nur mit Mühe einzelne Gestalten heraus erkennen konnte. Mara saß am Spieltisch mit noch anderen lockeren Gesellen. Er stand auf und kam seiner Frau entgegen. Er begrüßte sie freudig und leitete die Erschöpfte auf einen Platz in einer kleinen Seitenkammer.

Ist es möglich, daß Du spielen kannst, während das Schwert über Deinem Haupte schwebt? rief sie voll Unruhe und Besorgniß. Mara, Deine Sache steht sehr schlimm.

Ich weiß es, meine kleine Frau, aber da Du Dich ihrer annimmst, kann sie nicht mehr schlimm sein. Er setzte sich, nahm sie auf den Schoos und liebkoste sie. Was hast Du für mich gethan? fragte er.

Noch wenig, allein ich gehe zum General Selbitz, erwiderte sie.

Um Alles in der Welt nicht, rief er aufspringend. Zu diesem Weiberjäger, diesem unverschämten Lüstling! Da laß ich Dich nicht hingehen!

Der Prinz hat es mir gerathen, rief Gertrud. Der Prinz wird mir nichts Gefährliches anrathen.

Ueberdies ist er ein Querkopf, ein wunderlicher Kauz.

Thut Alles nichts! rief Gertrud, er ist der Einzige, der hier helfen kann.

Er ist ein Lump, der Prinz! rief Mara, kann er nicht durch einen Federstrich die Sache abmachen?

Um Gotteswillen! bat Gertrud, sprich nicht in diesen kecken Ausdrücken von diesem hohen Herrn! Du redest Dich vollständig um Deinen Hals. Ueberhaupt, Mara, versprich mir bei dieser Gelegenheit vorsichtiger und auch klüger zu sein! Du siehst, ich bin bereit, Alles für Dich zu thun, nur sei von jetzt an selbst etwas auf Deiner

Huth. Deine Geldausgaben müssen auch eingeschränkt werden, heute war ein Mann bei mir, der zwei Wechsel präsentirte, die ich einzulösen versprochen habe; aber —

Nichts aber! mein kleiner Schatz! rief Mara, Du bezahlst die Schulden Deines Mannes, das ist in der Ordnung. Hörst Du diesen Lärm? das ist Alles Deinetwegen, Gertrud.

An der Thür der Kammer hatten sich die Mitgefangenen aufgestellt, und brachten, ihre gefüllten Weingläser in der Hand, der Frau ihres Kameraden ein Vivat. Es lebe die angebetete Primadonna! riefen Alle wie mit einer Stimme. Gertrud mußte vortreten, ein Glas leeren und danken. Ja, rief Mara, das ist meine Frau! Die beste Frau in ganz Berlin! Wer es nicht glaubt, hat es mit mir zu thun!

Durch den Tumult der Trunkenbolde sowie der erhitzten Spieler drängte sich Gertrud hindurch und fand draußen vor der Thür ihren getreuen Unterofficier, der auf sie wartete. Sie setzten sogleich ihren Gang durch die Kaserne fort. Aber jetzt hatte sich der Schauplatz verändert; die Soldaten hatten erfahren, daß die Dame die berühmte Sängerin sei, und hatten beschlossen, so gut es ginge, ihr eine Ehrenbezeugung zu machen. Sie

hatten sich also in zwei Reihen aufgestellt, durch diese Straße mußte Gertrud mit ihrem Begleiter gehen. Während sie durchpassirte, salutirten die Soldaten und riefen ein dreimaliges „Hoch!" Sie ließ Geld austheilen und verließ die Menge dankend. In der Straße angelangt, erkundigte sie sich nach dem Hause des Generals, und ließ sich's zeigen. Der Unterofficier kam bei der Gelegenheit bescheiden an sie heran und sagte, er hätte gehört, welcherlei Geschäfte sie mit dem alten Herrn abzumachen gedächte, er wollte ihr den unterthänigsten Rath geben, wenn ihre Sache mit dem Vater nicht glückte, es mit dem Sohne zu versuchen. Es sei bekannt, daß dieser sehr in Schulden stecke, mit einem paar hundert Thalern könnte sie ihm helfen, doch müßten sie so gegeben werden, daß der Vater nichts davon erführe, der ein strenger Ehrenmann sei, und nicht dulden würde, daß die Sache mit Geld abgemacht würde. Er wolle das besorgen und Gertrud die betreffende Quittung überbringen, wenn sie ihm das Vertrauen schenken wolle. Sie dankte ihm und bestellte ihn zu morgen zu sich, wo sie ihm Antwort sagen wollte, wenn sie den General gesprochen.

In der Morgenstunde des nächsten Tages machte sie sich auf den Weg. Sie ließ sich beim

General melden, der sie erst nach dreimaliger Nennung ihres Namens annahm. Der alte Herr stand von einem Musikpult auf, kam ihr entgegen und rief überrascht: Ist es möglich? Seh' ich wirklich die berühmte Jungfer Schmähling bei mir? Wie in aller Welt komm' ich zu der Ehre? Setzen Sie sich, meine Liebste!

Ihro Excellenz werden verzeihen, ich bin nicht mehr Jungfer Schmähling, sondern Frau Mara, die Frau des Musikus aus der Kapelle des Prinzen Heinrich. Um seinetwillen komme ich hieher. Er ist so unglücklich gewesen, mit Dero Herrn Sohn einen Streit zu haben.

Das runde, freundliche Gesicht des alten Herrn wurde bei diesen Worten lang und düster. Mit gänzlich veränderter Stimme sagte er: Dero Herr Gemahl, meine liebste Jungfer Schmähling, ist ein ganz infamer Schurke, und verdient den Galgen. Er hat sich beikommen lassen, meinen Sohn auf öffentlichem Kaffeehause zu insultiren.

Er ist seiner Sinne nicht ganz mächtig gewesen durch zu viel genossenen Wein! Ew. Excellenz werden die Gnade haben, diesen Fehler zu entschuldigen.

Nein, nein, liebe Jungfer, ich entschuldige es nicht, und habe selbst darauf gedrungen, daß es

angezeigt werde. Wo bliebe die preußische Armee, wenn es erlaubt wäre, daß jeder Vagabund sie beleidigen dürfte. Der General war in höchster Aufregung, ging im Zimmer auf und ab, in der Schlafmütze und in einem großgeblümten Schlafrocke. In der Ecke des Gemachs standen acht Grenadiere, alle mit Notenblättern in der Hand. Eine verlegene Pause entstand, während Gertrud nicht wußte, was sie sagen sollte.

Somit fahrt fort, ihr Burschen! Wo blieben wir stehen? Richtig, beim zweiten Vers. Zu Gertrud gewendet erklärte er: Das ist ein Musikstück von mir. Ich habe den Marsch meines Regiments in Variationen gebracht, und lasse diese von diesem Plebs vortragen.

Der Marsch begann, verunglückte aber sogleich durch die fehlerhafte Stimmensetzung.

Ruhig, ihr Bärenhäuter! Wie singt ihr wieder! schrie der General, indem er dem Nächsten mit der Notenrolle einen Schmiß in's Gesicht gab, habt ihr nicht gehört, daß die berühmte Sängerin des Königs euch zuhört! Die Musik begann von Neuem, und endigte eben so schlecht. Die Verzweiflung des Chores war rührend, und wenig hätte gefehlt, so hätte Gertrud, trotzdem, daß es ihr

nicht danach zu Sinn war, über die albernen Gesichter der armen Jungen gelacht.

Was sagen Sie dazu, meine liebe Jungfer? fragte der unglückliche Virtuos.

Daß das Ganze anders gesetzt werden muß, erwiderte sie. Geben Ew. Excellenz mir die Partitur her. Sie nahm das Notenheft und zeichnete mit dem Bleistift einige Striche hinein. So, sagte sie, so wird es besser gehen.

Es begann von Neuem, und siehe da, die Schwierigkeit war gelöst. Es kam ein ordinairer, aber richtiger musikalischer Gedanke an's Tageslicht.

Ganz allerliebst! rief der General. Sie wissen mit der Sache umzuspringen. Tretet ab, ihr Schlingel! Wir wollen miteinander die Partitur durchgehen, liebe Jungfer. Dabei habe ich das Vergnügen, Sie ein Stündchen bei mir zu behalten.

Ich muß bedauern, bemerkte Gertrud, daß ich wegen der Theaterprobe nicht lange bleiben kann. Doch wir wollen sehen, wie weit wir kommen.

Sie setzte sich mit dem alten General an ein Tischchen hin, und das Musikstück wurde durchgenommen. Es waren einige grobe Fehler im Satze, die unbarmherzig ausgemerzt wurden. Als die Arbeit vollbracht war, stand sie auf und fragte,

die Danksagungen des Generals unterbrechend: nun, haben sich Ew. Excellenz in Betreff meiner Angelegenheit auf einen freundlichern Ausweg besonnen?

Meine liebe gute Jungfer, was soll ich sagen! rief der General, offenbar gerührt durch den Dienst, den sie ihm geleistet. Dero Herzliebster hat einen Subordinationsfehler begangen, es muß durch eine öffentliche Abbitte und Entschuldigung wieder gut gemacht werden.

Dazu ist mein Mann bereit.

So lassen Sie ihn zum Prinzen gehen, mein Sohn wird sich auch dort einfinden, erwiderte der erfreute Musikus. So kann die Sache abgemacht werden, das heißt, wenn mein Sohn es will, denn auf ihn kommt doch Alles an.

Ew. Excellenz sind sehr gütig, sagte Gertrud. Darf ich mich jetzt beurlauben? meine Stunde drängt.

Ja, meine gute Jungfer, das dürfen Sie! Ihr liebes kleines Händchen! kann ich mir erlauben, einen Kuß darauf zu drücken? Er nahm die Hand, und da Gertrud ihm die Wangen hinhielt, drückte er einen begeisterten Kuß auf diese.

Die Angelegenheit wurde mit Hülfe der Ehrenerklärung und den geheim gezahlten dreihundert

Thalern, über die der Lieutenant dem Unteroffizier eine Quittung gab, glücklich abgemacht. Mara war frei, und versprach für die Folgezeit vorsichtiger zu sein. Ein Versprechen, das er nicht hielt. Der General besuchte Gertrud noch häufig. Immer brachte er eine Notenrolle mit, wenn er kam.

Noch eine böse Entdeckung machte Gertrud bei den Gängen, die sie zu thun hatte, um ihren Mann zu befreien. In einer kleinen Winkelgasse kam sie an einem Häuschen vorbei, aus dessen Fenster ein rothbackiger frischer Junge von zwei Jahren mit einem schwarzen Lockenkopf herausguckte. Sie blieb stehen und sah sich den hübschen Knaben an. Die Mutter kam hinzu. Sie stieß das Kind an und rief ihm zu: Grüß' doch Tantchen! Das ist ja Tantchen! Kennst Du sie nicht, Fritz? — Der Knabe machte einen verlegenen Gruß und Gertrud sah verwundert das Weib an, das dies dem Kinde geboten hatte. Die Mutter grüßte jetzt und sagte lachend: Ew. Gnaden kennen mich nicht, aber ich kenne Sie!

Wer bin ich denn? fragte die Sängerin.

Die bekannte Theaterprinzessin, erwiderte das Weib, immer unverschämt lachend, die vom König sechstausend Thaler bekommt.

So! Und wer ist denn Sie?

Ich? rief das Weib, und versteckte sich lachend hinter ihre rothen Hände, die sie vor's Gesicht hielt. Das ist ein Geheimniß.

Schon wollte Gertrud gehen, überzeugt, dies sei eine halb Verrückte, als das Weib sich lebhaft zu ihr hinwendete und in einem flüsternden Tone rief: Das ist Mara's Kleiner, und ich bin seine Mutter. Ein schallendes Gelächter begleitete diese Rede, in das noch ein paar Andere, liederlich aussehende Weiber mit einstimmten, die unterdeß herbeigekommen waren. Die Straße füllte sich mit Menschen und erschreckt und beleidigt suchte Gertrud zu entkommen.

Zu Hause angelangt, brach sie in Thränen aus! Das war zu viel für sie; erst der ärgerliche Handel mit dem Militair, jetzt dieser Skandal mit einem liederlichen Weibsbilde, das ihr Mara's Kind mit Hohnlachen unter's Auge hielt, sie wußte sich nicht zu lassen. O meine Freunde! rief sie, an die Genossen ihrer heitern Jugend denkend, was werdet ihr von mir sagen? Von dem elenden betrogenen Weibe, das ich jetzt bin? Du, mein guter Vater Hiller, welcher Ausdrücke wirst Du Dich bedienen, wenn Du von der redest, die Dir einst lieb war, und die Du mit lauter Freundschaft und Sorgfalt unterrichtetest, wenn Du jetzt

hörst, wie tief ich im selbstverschuldeten Elend sitze?

Sie wollte auf- und davongehen; in eine Gegend, wo sie all' ihrer Qualen ledig war, aber der Kontrakt mit dem König hieß sie bleiben. Da kam Mara, war zärtlich und reuevoll wie nie zuvor, und sie vergab ihm, aber sie mußte sich selbst gestehen, daß dies Schwäche war.

Andere Unannehmlichkeiten kommen hinzu.

Wenn eine Tollkühnheit und Unvorsichtigkeit beseitigt war, erschien eine andere und nahm deren Stelle ein, so ging es fortwährend. An manchen Dingen hatte Mara nicht Schuld, sie wurden ihm aufgebürdet, weil sein Charakter einmal bekannt war und man ihm dergleichen zumuthen konnte. Kleine Streitigkeiten, grobe Zanksachen, er that fast keinen Schritt aus dem Hause, ohne sich in diese Händel zu verwickeln. Sangrelli erhob gegen ihn eine Klage, die, wenn sie geglückt wäre, ihn auf immer hätte in's Zuchthaus bringen können. Er beschuldigte ihn, Gelder und Effekten des Prinzen unterschlagen, des Prinzen Uniform angelegt und sich für ihn ausgegeben, im trunkenen Muthe Worte und Scherze des Prinzen wiedererzählt und auf seine Kosten Lügen verbreitet

zu haben. Alle diese Dinge behauptete der Concertmeister gerichtlich beschwören zu können; die Klage kam vor's Militairgericht; durch einen Befehl des Prinzen wurde sie jedoch zurückgenommen, und die ganze Sache niedergeschlagen. Aber frei kam Mara bei alledem nicht, er blieb nach wie vor der militairischen Capelle des Prinzen beigezählt, nur durfte er keinen Dienst thun, und konnte in Berlin wohnen.

Dieser vielfältige Verdruß und Kummer, und dann eine frühzeitige Niederkunft, mochten Gertrud's derbe Gesundheit erschüttert haben und sie mußte öfters das Bett hüten. Dies paßte mit ihrem Berufe als Sängerin, die wöchentlich wenigstens einmal auftreten mußte, schlecht zusammen, und der König war ein unnachsichtiger Vollstrecker der Kontraktverbindlichkeiten. Sie mußte sich also, krank wie sie war, aufraffen, um ihren Posten auszufüllen. Sie war mit einem Gesuch eingekommen, ein ausländisches Bad besuchen zu dürfen; der König hatte auf das Blatt mit eigener Hand geschrieben: Freyenwalde thut es ebenso gut. So blieb sie denn in Berlin.

Der Großfürst Paul von Rußland kam nach Berlin. Ihn zu empfangen wurden große Festlichkeiten angeordnet; eine Festoper gehörte wesent-

lich zu dem Programm des Tages. Gerade um diese Zeit war die Mara bedeutend krank. Sie ließ es dem Opern-Direktorium anmelden, und erhielt zur Antwort, der König wolle an dem Tage die Oper haben und es würden keine Entschuldigungen angenommen. Der König hatte von ihrem Kranksein gehört, er schickte den Prinzen zu ihr, und ließ sie warnen. Gertrud, empört durch diese Tyrannei, wie sie es ansah, antwortete, daß kein Gott der Welt sie zwingen könne, wenn sie nicht singen könne, könne sie nicht singen, und alle Urtheilssprüche und Machtbefehle hälfen nichts. Friedrich faßte seinen Entschluß. Als am Morgen des Tages der Aufführung von der Mara die Nachricht kam, daß sie unmöglich den Abend singen könne, gab er seine Befehle. Zur Zeit des Anfangs des Stückes hielt ein Wagen vor ihrer Thür und ein Dragonerofficier mit acht Gemeinen stiegen aus, und begaben sich in die Wohnung der Kranken. Einen heftigen Schrecken veranlaßte diese Erscheinung. Zum Glück war Mara nicht zu Hause, sonst wären von ihm tausend Unbesonnenheiten und Unschicklichkeiten begangen worden. Die Dienerschaft im Hause lief hin und her, sie stellte sich vor die Thür des Krankenzimmers, doch der Rittmeister erzwang den Eingang mit

einem derben Fluche, trat an das Bette und sagte: Madame, ich muß Sie lebendig oder todt in's Opernhaus liefern! — Er sieht, ich liege im Bette! antwortete Gertrud. — Wenn es nicht anders ist, so nehme ich Sie mit sammt dem Bette! —

Ehe er diese Drohung ausführte, entschloß sich Gertrud sich anzukleiden. Der Dragoner verließ das Zimmer, stellte sich im Vorzimmer auf, und todtmüde und erschöpft schlich die arme Sängerin zu ihrem Spiegel und gab ihrer weinenden Dienerin Befehle, die Opernkleider zusammenzupacken. Alles ging in Eile und ziemlich schief. Nach Zeit von zehn Minuten hing sie sich an den Arm des Officiers und ließ sich die Treppe hinunterschleppen. Nie war eine Schauspielerin in einem erbärmlichern Zustande auf die Bühne gebracht worden. Im Wagen befiel sie noch eine Ohnmacht, aus der sie erwachte, als die ganze jammervolle Begleitung vor dem Opernhause hielt. Der Officier führte sie in die Garderobe, machte ihr dann eine Verbeugung und empfahl sich. Da stand sie nun, während Kränze von Flittergold ihr umgehängt wurden, indem ein seidener Stoff ihre Glieder umrauschte, zum Tode erschöpft, vom Fieber geschüttelt, und keines Lautes in ihrer Kehle mächtig. Ein Bild der erbarmungslosen Verlassenheit. — Der Prinz kam auf's

Theater und fand sie in diesem Zustande. O mein theurer Herr! rief sie: Wie hat man mich behandelt! Mit Henkersknechten auf die Bühne geschleppt!

Liebe Madame, erwiderte er, nennt meine Soldaten keine Henkersknechte. Sie sieht, hier geht Alles nach militairischem Fuße! Aber ist Sie wirklich krank? Ich habe es nicht geglaubt, und auch der König hat es nicht für wahr gehalten.

Ich bin als einfaches deutsches Mädchen auferzogen, sagte sie, und weiß darum nicht von den Kunststückchen der gefeierten italienischen Sängerinnen. Wenn ich mich krank melde, bin ich's wirklich, und jetzt bin ich es in einem Grade, daß ich nicht weiß, ob ich morgen noch lebe.

O, nur Muth! Es wird Alles gut gehen. Ich gehe, dem König zu melden, wie ich Sie fand. Sie soll nicht singen, wenn es Ihr wirklich schadet.

Nein, mein lieber Prinz, jetzt, da er mich hieher hat schleppen lassen, soll er auch hören, welche Töne ich in meiner Kehle habe. Jetzt bleibe ich hier, und werde singen. Sagen Sie ihm das!

Der Prinz ging, und Gertrud vollendete ihre Toilette. Die erste Scene ging matt, der ganze erste Akt verfehlte jede Wirkung, gegen den Schluß faßte sie aber alle ihre Kraft zusammen, und da sie sah, daß der Großfürst ihr aufmerksam zuhörte,

legte sie ihre volle Kunst bei der Haupt-Fermate in einer weit ausgeführten Cadenz, wie sie noch in diesen Räumen nicht gehört worden war, nieder und hatte die Genugthuung, den Fürsten entzückt aufstehen und in ein begeistertes Applaudissement ausbrechen zu hören. Auch der König klatschte befriedigt Beifall.

Der Prinz, der General Selbitz, mehrere ihrer vornehmen Freunde und Bewunderer umgaben sie nach der Vorstellung, sie erhielt von Allen die größten Lobsprüche. Es beglückte sie dies, es konnte ihrem Herzen aber keine Beruhigung geben. Der Gedanke, unter militairischem Kommando zu stehen, wie eine Strafgefangene singen zu müssen, auch wenn sie nicht wollte und nicht konnte, zerschnitt ihr das Herz. Zum ersten Male hatte sie den berühmten König von dieser Seite kennen gelernt, und der Sieger über zweimalhunderttausend Oestreicher kam ihr jetzt schrecklich bis zum Entsetzen vor. Sie fing an vor ihm zu beben, und jeder Fehler, den sie sich unbewußt zu Schulden kommen ließ, glaubte sie gleich mit Fesseln und mit einer Kerkerzelle in Spandau bestraft. Nur zitternd kam sie, um vor ihm zu singen, wenn es ihr befohlen wurde.

Mara wüthete über diesen Vorfall, man mußte

ihn hüten, daß er nicht Unbesonnenheiten beging, die entsetzliche Folgen hätten haben können. Das Paar saß schmollend und grollend zu Hause und brütete Pläne aus, wie sie sich aus der Tyrannei, so nannten Beide dieses Betragen des Königs, befreien könnten.

Mara rief: Sind wir denn ganz ohne Schutz? Steht uns nicht Europa offen? Was bietet man Dir in England für ein Concert?

Sechzehntausend Thaler, erwiderte Gertrud, für drei Concerte.

Nun ja! rief Mara, und Reisegeld war ja auch noch dabei?

Zweitausend Thaler Reisegeld.

Man sehe! welche Summen wir uns verdienen könnten, wenn dieser D—kontrakt nicht wäre! rief der Violoncellist. Und dazu kommt noch, daß Du die verwünschte Krankheit Dir hier geholt hast.

Gertrud wollte darauf erwidern, daß diese Krankheit eigentlich ihn zur Ursache hätte, seine Verschwendung, seine tollen Streiche, seine dreiste und unverschämte Art, mit der er überall auftrat, sogar gegen seine Frau, die doch die Liebe und das Nachgeben selbst war, aber sie ließ es sein, überzeugt, daß doch kein Vorwurf mehr helfen würde.

Sie versank von Neuem in Trübsinn. Vielerlei Pläne wurden gefaßt, aber bald wieder wegen ihrer zu großen Abenteuerlichkeit aufgegeben. Was war zu machen? Welchen Weg mußte man einschlagen, um frei zu werden?

Sie sannen hin und her.

Endlich sprang Mara auf und schrie: Eine Flucht! Eine Flucht ist das Einzige, was hier hilft!

Soll ich doch nicht lieber an den König schreiben? sagte Gertrud.

An den König? rief Mara. Zu was? Was willst Du ihm schreiben?

Er hat mir versprochen, mich nach Italien zu schicken zur Verbesserung meines Gesanges, bemerkte Gertrud. Wenn ich ihn nun bitte, mir diese Reise jetzt zu gewähren, und statt nach Italien gehen wir nach England und kommen dann gar nicht wieder. —

Das ist ja Alles vergeblich! bemerkte der Mann. Bös' wie der König ist, wird er Dir jetzt nichts gestatten. Da kannst Du sicher sein. Nein, wir fliehen und machen, daß wir ihm aus den Krallen kommen. Laß uns dabei festbleiben. Es ist kein anderes Mittel, glaub' es mir.

Und die Flucht ward beschlossen.

Die Flucht.

Eine Station hinter Berlin fanden beide Ehegatten den bestellten Wagen, wo sie sich hineinsetzten. Der Paß, den Mara geschrieben hatte, lautete: Die Pächterin Anna Gumprecht mit ihrem Großknecht Jonathan Müller. Sie hatten eine Zeit gewählt, wo der König auf einer kleinen Fahrt, die ein paar Tage dauerte, abwesend war. Alles war mit der höchsten Vorsicht bereitet, nichts den vertrauten Freunden gesagt worden, Niemand wußte, daß die Mara Berlin verließ.

Sie kamen glücklich über die Grenze.

In einem sächsischen Grenzstädtchen, wo sie Abends anlangten, beschloß Gertrud die Nacht über zu bleiben. Sie waren so froh, daß sie aus ihrem Käfig erlöst waren, so nannten sie Beide ihren Aufenthalt in Berlin, daß sie auf der Wiese,

mitten unter freiem Himmel, sich anfaßten und mit einander tanzten. Das Gasthaus des Städtchens nahm sie auf. Sie hatten sich zwei gesonderte Zimmer bestellt, weil sie, dem Paß nach, nicht mit ihrem Großknecht zusammenschlafen wollte.

Der Wirth des Gasthofes, ein kleiner, übelgewachsener Mann von sechzig Jahren bekomplimentirte sie äußerst artig. Es fiel Mara auf, daß er seine Frau besonders genau in's Auge faßte, und theilte dies Gertrud mit, diese war aber so freudig, daß sie jede Warnung beherzt in den Wind schlug. Nach dem Abendessen war Herr Gelling, so hieß der Wirth, plötzlich verschwunden.

Die Eheleute blieben noch bis spät in die Nacht auf. Sie berathschlagten, wohin sie sich wenden wollten. Gertrud nannte Wien, Mara wollte direkt nach London. Wien, sagte er, liegt dem Tyrannen zu nah', er kann uns dort leicht wieder einfangen. — Nun dann nach Italien! rief Gertrud, und sie sang sogleich eine der schönsten Arien Paesiello's.

Still, still! rief Mara besorgt. Nur nicht singen. Die Pächterinnen singen nicht so kunstvoll. Denk' an den Kammerherrn, den Du damit locktest.

Du hast recht, Marachen! rief sie. Ach, wie

bin ich glücklich! So frei sein, ungebunden, ist doch das schönste Geschick auf Erden!

Dein Husten hat sich auch nicht wieder gemeldet! rief er.

Den hab' ich unserm Kerkermeister zum Andenken hinterlassen.

Und die Eheleute schlossen sich einander in die Arme, und Beide dankten dem Himmel, aber ihre Danksagung kam zu früh, das sollten sie sogleich erfahren.

In den ersten Morgenstunden wurde an die Thür des Gasthofes geklopft. Die Frau des Gastwirths öffnete. Ein vornehmer Herr stieg aus der Chaise, die mit Postpferden bespannt war. Er ließ sich ein Frühstück geben, und ging in der Passagierstube auf und ab. Plötzlich erschien auch Gelling. Sie sprachen lange heimlich mit einander. Die Frau lauschte, aber sie vernahm nichts als die Worte des Herrn: Also sie schlafen noch? — Ja, in aller Ruhe, war die Antwort. Jetzt kam der Amtmann, der die polizeilichen Obliegenheiten unter sich hatte, er holte ein Papier hervor, das die Frau für den Paß der beiden Reisenden erkannte; der fremde Herr steckte es zu sich, und verabschiedete den Amtmann, indem er ihm noch einige Befehle gab. Er stellte sich, als der Mann

fort war, an die Thür der Schlafkammer der fremden Dame und lauschte. Drinnen wären Beide eben aufgestanden und Mara amüsirte seiner Frau, den König darzustellen, wie er böse sein würde, wenn er ihre Flucht erführe. Stellung, Manier, Redeweise, Alles war der Natur gut abgelauscht. Es wurde drinnen gelacht und auch der lauschende Herr lachte ein wenig. Es ist richtig, rief er zu dem Gastwirth, es kann Niemand anders sein, als die Sängerin. — Gnädiger Herr, erwiderte Gelling, ich habe sie ja so oft gesehen, wenn ich im Theater die Lampen putzte, ich werde sie doch wiedererkennen. Gleich auf den ersten Blick hab' ich erschaut, wen ich bei mir hatte.

Der Wagen der Eheleute war um diese frühe Stunde bestellt, und sie machten sich fertig abzureisen. Mara ging aus, um mit dem Postmeister zu sprechen, unterdessen trat der vornehme Herr bei der Frau ein. Er grüßte sie sehr artig und sagte dann: Ich habe die Ehre, mit der Frau Pächterin Gumprecht zu sprechen.

Die bin ich, sagte Gertrud, was steht zu Ihrem Befehl?

Ich meine, da reisen wir zusammen; ich bin auch ein Pächter, und bereise den nächsten Viehmarkt.

So, erwiderte Gertrud mit einiger Verlegenheit.

Ist es gefällig, in meinen Wagen zu steigen?

Ich habe meinen eigenen, erwiderte Gertrud, und beeilte sich fortzukommen, denn der Fremde wurde ihr unheimlich. Dieser aber, unbekümmert um ihre Worte, reichte ihr den Arm.

Ich erwarte meinen Großknecht, erwiderte Gertrud.

Mit dem Paß? Den hab' ich in der Tasche, erwiderte der Fremde.

Sie? mein Herr, wie kommen Sie dazu?

Da wir doch zusammenreisen, hab' ich mich des Papiers versichert. Kommen Sie, Madame, Alles ist schon in Ordnung. Ihr Knecht wird von unserer Abreise benachrichtigt werden, und auf seine Weise uns nachkommen.

Wie, mein Herr? Wer sind Sie?

Graf Solms, der preußische Gesandte am Dresdner Hofe.

Ein Schrecken, als sollte sie zum Tode geführt werden, bemächtigte sich der armen Sängerin. Sie wankte und konnte nicht von der Stelle. Der Gesandte belustigte sich, einige Zeit ihre Verlegenheit zu beobachten, dann sagte er mit kaltem Tone: Ihre Flucht ist entdeckt, Madame Mara, und ich werde Sie, meiner Pflicht gemäß, wieder nach

Berlin abliefern; für's Erste reisen wir nach Dresden.

Mein Herr —

Keine Bitten, keine Vorstellungen! Die Sache ist sehr einfach.

In dem Augenblick kam Mara; Gertrud, indem sie zum Wagen des Ministers geführt wurde, hatte nur Zeit ihm zuzuflüstern: Wir sind entdeckt! Suche Dich zu retten!

Mara stellte sich sogleich zornig dem Gesandten in den Weg, und suchte seine Frau von dessen Arme loszumachen. Der Minister winkte seinen zwei Dienern, die ihm folgten, diese ergriffen den Wüthenden.

Wage Er nicht sich zu widersetzen! rief der Graf. Seine Strafe wird ohnedies groß genug sein. Der falsche Paß spricht gegen Ihn! Herr Gelling, Sie wissen meine Befehle. Bemächtigen Sie sich dieses Herrn, halten Sie ihn hier fest, bis Nachricht aus Dresden kommt. Der Gastwirth verbeugte sich ehrerbietig, der Gesandte hob die Sängerin in den Wagen, stieg dann selbst ein und fuhr mit seiner Beute fort. Einer der Diener des Grafen blieb zurück, um über die Ausführung der Befehle zu wachen.

Der Zorn Mara's war unbeschreiblich. Er

wollte der Frau nach, er wollte sich beim Ortsgericht beklagen, nichts gelang. Er wurde zurückgehalten und mußte sich zuletzt in Geduld finden.

Unterdeß ging die Reise seiner Frau nach Dresden ohne Verzug weiter. Man langte im Hause des Gesandten an, wo gerade eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war. Jedermann wußte um die Fahrt des Gesandten nach dem Grenzstädtchen und konnte sich deßhalb erklären, wer die Frau war, die an seiner Seite im Wagen saß. Viele der Damen waren neugierig, die berühmte Sängerin zu sehen, Andere bewunderten den Muth der Widerspenstigen, die sich zu einem so unsichern Fluchtversuche hatte verleiten lassen. Man bedauerte, daß der Mann nicht dabei war, denn auch von ihm hatte man gehört, und wünschte ihn zu sehen. Gertrud trat in den glänzend erleuchteten Saal, unter all' die geputzten Gäste, an dem Arme des Ministers, der sie den Damen vorstellte.

Hier ist die berühmte Sängerin Mara aus Berlin, sagte er, die auf ihrer Zurückreise in diese Hauptstadt einen kleinen Unfall gehabt hat, und es daher vorzieht, sich meines Wagens zu bedienen, um ihre Reise fortzusetzen. Niemand widersprach dieser Erklärung, Jedermann war erfreut,

die bekannte Reisende zu sehen, und man begrüßte sie demnach sehr freundlich. Im Geheimen traf der Minister Anstalten, daß seine Gefangene ihm nicht wieder entschlüpfe. Da sie die Nacht dablieb, gab er ihr eine sehr derbe, unternehmende Person auf's Zimmer, die dort schlafen und ihre Beaufsichtigte unter keiner Bedingung nur auf einen Augenblick allein lassen sollte. Man kann sich denken, daß Gertrud dies merkte, und daß sie sich dieser lästigen Bewahrung zu entziehen strebte. Als die Gesellschaft sich aufgelöst hatte, befand sich unsere unglückliche Sängerin allein in ihrem Zimmer, sie faßte den Entschluß zu entschlüpfen und erkundigte sich bei ihrer Begleiterin, wo der Ort sei, den sie vorgab besuchen zu müssen. Die Dame war bereit, ihr ihn zu zeigen. Gertrud hatte gehofft, daß sie sich entfernen würde, doch sie ging mit. Man kam in einen Corridor, an dessen Ende sich das Kabinet befand. Hier ist es! rief sie und zeigte auf eine Thür; Gertrud schwankte hin. Dicht vor der Thür des Kabinets entdeckte sie eine andere Thür, die halb offen stand, sie blickte hinein und sah eine Treppe; rasch, mit der Geschwindigkeit des Gedankens, schlüpfte sie in diesen Ausgang. Sie eilte die Stiege hinab, die in ein ganz dunkles Zimmer endigte.

Kommst Du endlich, Christel! rief hier eine männliche Stimme, und zwei Arme spannten sich aus, sie zu umfassen. Sie glitt hinein. Aber die Arme öffneten sich schnell wieder und dieselbe Stimme murmelte: Sie ist es nicht!

Mein Herr, retten Sie mich! rief Gertrud zitternd und immer nach oben horchend, ob der Tritt ihrer Wächterin ihr nicht folge.

Der Teufel rette Sie! murrte die Stimme, und der Herr entschwand.

Durch die Thür, die er halb offen ließ, fiel ein Lichtstrahl von Außen ein; Gertrud stürmte auf diesen Ausgang los; er führte auf den Gang nach der großen Treppe, und war erleuchtet. Sie, ohne zu überlegen, eilte immer weiter, die Treppe hinab, und stand jetzt in der Hausflur. Die Hausthür war offen, sie trat hinaus und sah die Straße vor sich. Es brannten die Laternen, und Menschen gingen auf und ab.

Gott! wohin wendest du dich nun? rief Gertrud bei sich. Doch immer die Verfolgung fürchtend, schloß sie sich dem ersten, besten Vorübergehenden an, und kam an ein kleines Haus in einer Seitengasse, dessen untere Fenster sie erleuchtet fand.

Einen Augenblick zögerte sie, ehe sie vortrat,

dann ergriff sie aber die Klingel und zog dieselbe leise. Eine Stimme fragte, wer da sei? —

Eine Nachbarin! erwiderte Gertrud, die ein paar Worte zu sprechen wünscht.

Die Thür ging auf, und Gertrud sah eine alte Frau mit dem Lichte vor sich stehen. Ermuthigt durch diesen Anblick drängte sie sich rasch in's Zimmer, und bewog die Frau, hinter sich zuzuschließen. Die Alte sah sie starr und zweifelhaft an.

Meine gute Liebe! sagte die Arme, ich bin nicht Ihre Nachbarin, sondern eine unglückliche Verfolgte, die sich hieher gerettet hat! Beschützen Sie mich, retten Sie mich vor meinen Verfolgern!

Verfolgt? rief die Alte erstaunt. Weßhalb verfolgt man Sie?

Ich bin unschuldig! Glauben Sie mir!

Die Alte hatte in ihren Zügen unbeschreiblich viel Gutmüthigkeit und Theilnahme; Gertrud's Aeußeres mußte wohl von der Art sein, daß es jeden Argwohn rasch niederschlug. Ich glaube Ihnen, liebe Jungfer! Aber Sie sehen selbst, ich habe keinen Raum, Jemanden zu verstecken! Es müßte denn in jener dunkeln Kammer sein; aber da schläft mein Sohn! Er ist indeß jetzt nicht da. Sie zeigte ihr mit diesen Worten das einfache Zim-

mer, wo sie selbst an einem Theenapf saß und ein Spiel Karten vor sich hatte, mit dem sie patience legte, dann schloß sie die Kammer auf, wo ein Bett und ein Tisch stand.

Hier will ich mich verstecken! rief Gertrud. Was ist Ihr Sohn, liebe Mutter?

Er ist Lakai beim preußischen Gesandten.

O um Gotteswillen! dann lassen Sie mich gleich wieder gehen!

Die Alte hatte nur die letzten Worte gehört, und erwiderte: Sie wollen wieder gehen? So warten Sie doch, bis mein Anton nach Hause kommt, er kann Sie an einen Ort führen, wo Sie sicher sein können. Er wird gleich kommen.

In dem Augenblicke wurde die Klingel gezogen.

Gertrud glitt in die dunkle Kammer. Es war der Sohn. Er sagte gleich nach den ersten Worten der Begrüßung zu seiner Mutter: Ich muß gleich wieder fort. Drüben beim Minister ist großer Lärm; ein Weibsstück, auf das er großen Werth legt, ist ihm entlaufen, sie schicken nun überall hin Leute aus, sie wiederzufinden.

Wo willst Du hin? fragte die Mutter mit zweifelhafter Stimme.

Meinen andern Rock anziehen! sagte der Sohn.

Man beschmutzt seine guten Kleider in dem Rennen durch die Straßen.

Er ging in die Kammer, und stieß daselbst auf Gertrud.

Wer ist hier? rief er seiner Mutter zu.

Lieber Sohn, erwiderte diese, es ist eine Frau, die sich hier aufhält, um —

Er brachte die Versteckte in den Lichtschein, und rief erfreut: Das ist sie! — In sprachloser Freude, mit glänzenden Augen betrachtete er seinen Fund lange, der zitternd, mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand. Mutter, es ist die Entlaufene! Wahrlich, das wird ein gutes Trinkgeld absetzen.

Mein Sohn, Du mußt sie nicht angeben.

Narrenspossen, Mutter! rief der junge Bursche, und Gertrud's Arm fassend, setzte er hinzu: Kommen Sie, Madame, gleich soll Se. Excellenz wieder in Ihrem Besitz sein.

Höre, mein Kind! rief die Mutter, wenn sie wirklich unschuldig ist, und wird gegen Recht und Gerechtigkeit verfolgt — es ist ja nicht das erste Mal bei dem Gesandten, daß dergleichen vorfällt — so thu', als hättest Du sie nicht gesehen. —

Mutter, erwiderte der Sohn, die Madame hier kann keine gewöhnliche Landstreicherin sein, sie muß

etwas Vornehmes sein, und reich ist sie auch, und einen Dukaten Trinkgeld giebt es gewiß, das wird meiner Tasche sehr willkommen sein.

Mein Lieber! fiel hier Gertrud rasch ein, wenn Ihn das Trinkgeld reizt, von mir soll Er hundert Thaler haben, wenn Er mich beschützt und macht, daß ich zu einem Pferde und Wagen komme.

Hundert Thaler! schrie der Bursche, indem er die Hände zusammenschlug; hast Du recht verstanden! Ei du meine Güte! Aber ist es auch gewiß?

Hier sind sie! rief Gertrud, ihr Taschenbuch hervorholend, das sie immer bei sich trug, und ihm die Banknoten hinhaltend. Er bekommt sie, wenn ich im Wagen sitze, und ich lege noch fünfzig für Seine Mutter dazu.

Gar schön obligirt, Madame! sagte der junge Mensch. Nun kommen Sie, ich rette Sie. Es ist aber keine Zeit zu verlieren! Hundertfünfzig Thaler, sprach er vor sich hin, so viel giebt mir der Herr nicht und wenn ich mich in Stücken reißen lasse für ihn. Mutter, bete für uns, daß wir sicher bis an's Thor kommen! Das ist ein Abend, Hallo!

Er zog Gertrud mit sich fort, die noch von der Mutter Abschied nahm. An der Hausthür wandte er sich links und ging über den Hof durch

eine dort befindliche Thür auf die Straße. — Nachdem er eine Weile stillgestanden, zu lauschen, ob Niemand in der Nähe, setzte er sich rasch in Trab, und mit seiner Dame unter'm Arm, stürzte er sich in eine der kleinen Seitengassen.

Nicht zehn Schritte hatten sie gemacht, so hörten sie hinter sich herrufen: Burchardt!

Hör' Er? rief Gertrud, man ruft! —

Wollen wir nur eilen, entgegnete der junge Mann, man ruft nach mir. Wir müssen machen, daß wir in das Gäßchen kommen.

Sie hatten die Straßenecke erreicht, und wollten eben um das Haus biegen, als die Tritte eines Laufenden hinter ihnen her erschollen, und dieselbe athemlose Stimme rief: Aber ist der Kerl des Teufels, so stehe doch still, Burchardt! Was hast Du da für ein Weibsbild am Arm?

Nichts, meine Schwester! sagte der Angerufene.

Man fragt nach Dir — oben! Du sollst nach der Post laufen, dort nachfragen, ich gehe in die Häuser in der Nachbarschaft.

Der Mann hatte sich, indem er dieses sagte, Gertrud genähert und unverschämter Weise den Schleier gelüftet, der sie bedeckte. He! rief er, Spitzbube der Du bist, das ist nicht Deine Schwester, das ist das Frauenzimmer, das wir suchen! He!

Bursche, marsch, umgekehrt! Wo willst Du mit ihr hin?

Daß Dich der Satan dafür peitsche! rief Anton, dem Kameraden einen tüchtigen Faustschlag vor die Brust versetzend, willst Du wohl meine Schwester in Ruhe lassen! —

Sie kämpften und rangen mit einander; der Beschützer Gertrud's, als der Schwächere, unterlag. Gertrud fühlte sich von dem großen Lakai, dem noch ein zweiter und dritter zu Hülfe kam, gehalten, sie brachten sie im Triumph in das Haus, dem sie eben entflohen war, zurück. —

Auf der Treppe des Hauses empfing sie die Aufwärterin, der sie entschlüpft war; dunkelroth vor Zorn und schweigsam, führte sie sie wieder in das Zimmer und schloß hinter ihr zu. Es war auch ein militairischer Posten vor die Thür gestellt. Am frühen Morgen hielt ein Reisewagen vor der Thür. Der Secretair der Gesandtschaft stieg hinein und setzte sich neben Gertrud, die hineinzusteigen gezwungen wurde. Die Duenna nahm ebenfalls Platz, auf dem Vordersitz, drei Bediente waren gleichfalls mit von der Gesellschaft, von denen der, welcher neben dem Postillon seinen Sitz hatte, Degen und Pistolen bei sich führte. Der Minister zeigte sich nicht mehr; auch Niemand war da, von dem

die Gefangene Abschied nehmen konnte; nur das traurige Gesicht des armen Anton erblickte Gertrud, als sie die Treppe hinabstieg. Er dauerte sie herzlich, gerne hätte sie etwas gegeben, doch sie wagte es nicht seinetwegen.

Die Reise ging schweigend und in großer Eile bis Berlin, dort gab der Secretair seine Begleiterin dem Operndirektor, der mit mehreren Dienern erschienen war, ab, gegen eine Art Quittung, die er von diesem Beamten empfing.

Somit war die Flucht verunglückt, und Gertrud befand sich wieder in Berlin.

Kein Mensch sagte ihr ein Wort über diese verfehlte Unternehmung; der König begrüßte sie, als sie zu ihm kam nach Potsdam, wie gewöhnlich, nur schien es Gertrud, daß er ernster war, als er sich sonst zeigte. Der Kammerherr Coccejus drohte ihr mit dem Finger und sagte: Ei! ei! ei! — Im Hause fand sie eine Aenderung; die Madame d'Aubigné verlor ihren Portierdienst und es wurde statt ihrer ein Diener des Theaters angestellt, der genau aufmerken mußte, wo sich Gertrud hinbegab, wenn sie einmal, außer ihrem Dienst, Gänge zu machen hatte. Aber die arme Frau machte wenig Gänge; die Scham über das verfehlte Unternehmen, die alte quälende Sorge

und der Kummer drückten sie dergestalt nieder, daß sie Niemand sehen wollte; auch Mara's Schicksal betrübte sie, sie hatte noch nichts von ihm erfahren. Nach Verlauf von einer Woche erhielt sie aus Cüstrin einen Brief; er war von ihm. Man hatte den unglücklichen Mann zum Trommelschläger gemacht, und ihn mit Absicht von seiner Frau entfernt, damit sie sich gewöhnen sollte ohne ihn zu leben. Sie vergoß ihre bitteren Thränen darüber.

Entmuthigung.

Eine sehr trübe Zeit begann jetzt. Der König erreichte seinen Zweck nicht, Gertrud konnte es nicht vergessen, daß der, mit dem sie Schmach und Elend getheilt hatte, jetzt von ihr entfernt in einem niedrigen, für den hochmüthigen Virtuosen beschimpfenden Dienst weilte. Jedesmal, wenn die Parade an ihren Fenstern vorüberzog und sie die Trommel hörte, dachte sie an ihn und brach in Thränen aus. Sie brachte die rührendsten Bitten auf's Papier, sie versprach ruhig ihrem Dienste zu leben, wenn nur Mara frei und ihr zurückgegeben würde, und dieses Gesuch ließ sie an den König abgehen. Sie wartete die gewohnte Zeit ab, wo eine Antwort dasein konnte, es kam keine. Von Neuem schrieb sie, sie tauchte das Papier gleichsam in die blutige Qual ihres Herzens,

wählte die Ausdrücke, von denen sie glauben konnte, sie müßten bewegen und rühren, es kam wiederum keine Antwort. Unterdessen liefen Briefe ein, die von dem Unmuth, der Verzweiflung des armen Trommelschlägers sprachen, der in der entwürdigenden Umgebung nicht auszuhalten drohte. Gertrud erschrak über diese letztere Drohung ganz besonders, sie wußte, was Mara in der Leidenschaft zu thun im Stande war, sie sah ihn im Geiste auf der Flucht, die Flucht entdeckt, und er dem unvermeidlichen Tode preisgegeben. Noch einmal wandte sie sich an den König, und griff nun zu dem Mittel, von dem man ihr gesagt hatte, daß es vielleicht Wirkung haben könnte, sie opferte die Hälfte ihres Gehalts auf, und versprach für die, anfangs ihr gebotenen dreitausend Thaler ihren Dienst treu und gewissenhaft zu thun. Und siehe da, sie hatte hier nicht vergeblich gehofft, Mara wurde frei gegeben, und der König nahm das Opfer an.

Ganz Berlin war entzückt über diese Gattentreue. Sie empfing öffentliche Merkmale von dem Wohlwollen des Publikums. Als sie zum ersten Mal auftrat nach dieser Entscheidung, folgte ihr ein nicht endender Beifall, und ihre näheren Bekannten brachten ihr einen Kupferstich, der eine

Scene aus dem Galeerensclaven darstellte, wo sie als die Heldin dargestellt war, die dem Gefangenen die Ketten abnimmt. Die Unterschrift lautete:

Ame tendre et généreuse,
Tu brisas mes fers —

Auf Mara hatte diese harte Strafe den Eindruck gemacht, daß sein Uebermuth, der zuletzt wirklich nicht mehr zu ertragen war, sich völlig gelegt hatte. Er war bescheiden und furchtsam. Gertrud kannte ihn kaum wieder.

Jetzt gingen traurige Jahre an. Sie mußte für die halbe Einnahme sehr viel singen und spielen. Der König zeigte ihr nicht das gewohnte Interesse, doch das Publikum blieb ihr mit erneuetem Wohlgefallen treu, so daß ihr dies ein Trost wurde. Sie mußte sich einschränken; sehr viele Genüsse, die sich Mara durch die bequeme Art der Existenz bereits angewöhnt, mußten jetzt aufgegeben werden. Dies kostete Ueberwindung und im Hause gab es Verdruß und Streit. Dazu kam ihre Kränklichkeit, die von Neuem und stärker ausbrach, und ihr jede freie Stunde verkümmerte. Seufzend und ihr trauriges Dasein heimlich verwünschend, ging sie oft in das Opernhaus, erschöpft und in Thränen gebadet, kehrte sie wieder von dort zurück. Mara saß dann und hatte Genossen um sich, und spielte

die Nacht durch; am Morgen mußte sie ihre spärliche Kasse ausschütten, um die Schulden des nächtlichen Spiels zu tilgen. Der Unfug mit den liederlichen Weibern ging auch seinen Gang fort; zuletzt erstarb bei Gertrud jedes Gefühl in einer Art Apathie. Es war ihr Alles gleichgültig, sie zählte nur die Stunden, und es war ihr willkommen, daß wieder ein Tag zu Ende war. Sie sang schlecht und unaufmerksam, die Tonkunst, ihre Freundin und Gebieterin, hatte für sie fast alle Macht verloren, es war ihr gleichgültig, wenn man sie lobte, wenn man ihr die Tage des Ruhmes wieder vorführte, wo sie Tausende begeistert und erfreut hatte, sie hörte nicht hin. Die Zusprache der Freunde wirkte nicht mehr auf ihre ermüdeten Nerven.

So konnte es nicht bleiben.

Da trat Mara vor sie. Er hatte einen neuen Plan zur Flucht.

Aber diesmal sollte es noch vorsichtiger, noch versteckter ausgeführt werden. Sie hörte darauf hin, und willigte stillschweigend in Alles. Mara war unbeschreiblich thätig; er besorgte Alles, er sah wohl ein, die arme Frau konnte nichts thun. Mag's gehen, wie es gehen will! sagte sie gleichgültig, wenn es nicht glückt, so ist nichts dabei

verloren; schlimmer als jetzt kann es doch nicht werden.

Und es glückte.

Zwar wurden sie wiederum aufgegriffen, aber Friedrich, sei es, daß er es müde war, die Widerspenstigen zu verfolgen, sei es, daß er das Interesse für Musik, das ihn früher ganz beseelte, verloren hatte, er befahl, den Flüchtigen einen Paß und den Abschied nachzuschicken, und somit waren sie frei, frei in der besten Manier, wie sie es nur je hätten hoffen können.

Der Flug durch Europa.

Sie war nun frei. Der Blick wandte sich überall hin, überall zog es sie hin, und überall wollte sie bleiben. Zuerst ging sie nach Wien. Hier hatte Joseph II. eine italienische komische Oper gegründet, deren Haupt die bewunderte Storace war; man engagirte sie, dafür auch zu wirken, allein komischer Gesang, und noch dazu verbunden mit Spiel, das ebenfalls wirkungsvoll sein mußte, war Gertrud's Sache nie gewesen. Sie trat ein paar Male auf und gefiel nicht besonders, dagegen fand die alte Kaiserin Maria Theresia viel Geschmack an ihr. Für ihren frommen Sinn sang Gertrud gerade recht, und sie wurde häufig aufgefordert, in den Zimmern der Kaiserin ihr Talent geltend zu machen. Sie wurde reich belohnt, und die hohe Beschützerin gab der Künst-

lerin, was sie höchst sparsam und selten that, sogar einen Brief an ihre Tochter, Marie Antoinette, nach Frankreich mit. Das Vergnügung liebende, geräuschvolle Wien, so ganz verschieden von dem einsiedlerischen Hofe zu Sanssouci, machte auf Mara einen glänzenden Eindruck. Die dortigen Vergnügen verleiteten ihn zu tausend Thorheiten, die alle das an sich hatten, daß sie Geld kosteten. So gut auch Gertrud bezahlt wurde, war doch immer nichts in der Kasse, wenn sie einmal etwas haben wollte. Sie entschloß sich daher abzureisen, aber sie kam nach Paris, und da war es noch toller. Mara war so glücklich, daß seine Frau jetzt wieder gesund und lebensfroh war, daß er deßhalb schon, wie er versicherte, über die Schnur hieb, und all' das verrückte Zeug angab. Sie glaubte ihm und war zufrieden, nur ihn glücklich zu sehen. Aber er war es nicht immer; manchmal, wenn gerade Ebbe in der Kasse war, zeigte er sich mißlaunig, und zuweilen stieg sein Unmuth so hoch, daß er die arme Gertrud körperlich mißhandelte. Das war freilich ein Grad von Ungebundenheit, der nicht höher gehen konnte, und dem Gertrud nichts Anderes entgegenzusetzen hatte, als geduldiges Ertragen, denn längst schon hatte sie's aufgegeben, den Mann zu erziehen, ihn

für sich zu bilden. Sie fühlte sich, wie an den Schweif eines wilden, unbändigen Rosses gebunden, wo dasselbe mit ihr hinrannte, an welchen Stein es sie anschleifte, das mochte der Himmel wissen, sie konnte nichts mehr thun, sie mußte sich schleifen lassen.

In Paris konnte sie ihn nirgends mitnehmen, wo es feine, gebildete Gesellschaft gab, denn er gefiel sich darin, den derben, kräftigen Deutschen zu spielen, eine Rolle, die er so schlecht durchführte, daß immer Prügel oder Hinausgeworfenwerden das Ende waren. Eines Abends, als sie spät nach Hause kam, erfuhr sie, daß ihr Mann in einem benachbarten Kaffeehause war, sie begab sich dahin. Der wüste Lärm im Gastzimmer schreckte sie ab, sie ging zur Wirthin, und erkundigte sich bei ihr nach den Gästen, die noch im Kaffeehause versammelt waren. Es sind nicht mehr viele da, erwiderte die Gastwirthin, sichtlich verdrießlich, und die wenigen werden aufgehalten durch einen Schwätzer, der den Preußen spielt und ganz Europa zusammenhaut. Gertrud errieth, daß das ihr Mann war, sie bat die Wirthin, ungesehen horchen zu können, diese führte sie in eine dunkle Kammer, die ihren Ausgang nach der Trinkstube des Café hatte. Hier angelangt, sah sie

nun ihren Mann, völlig betrunken, wie er gegen zwei oder drei Franzosen die Ehre Friedrich's in Schutz nahm und die preußischen Waffen vertheidigte, aber auf eine so ungeschickte Weise, daß die Franzosen ihm keine Gründe mehr entgegensetzten, sondern nur lachend seine Behauptungen noch übertrieben.

Sie haben recht, Monsieur, sagte der ältere Mann mit Satire, unsre Waffen sind nur Spielzeug in den Händen des großen preußischen Ueberwinders. Man sagt, daß er mit Europa fertig, jetzt noch nach China und Amerika übergehen werde, und daß er seiner Schwester zum Weihnachtsgeschenk den Kaiser von China einfangen will, den er ihr in einer großen Pyramide zu übergeben gedenkt.

So, rief Mara, von diesem Plane habe ich noch nichts gehört; aber es läßt sich leicht denken, daß er auch dieses vortrefflich ausführen wird, wenn er es sich einmal vorgenommen hat. Wie gesagt, es ist ein Teufelskerl! Auf seine Gesundheit, meine Herren! Ein wahrer Schuft, der nicht sein Glas austrinkt. Er ergriff die Bouteille und leerte sie auf einen Zug, dann warf er sie in die Höhe und ließ das zersplitterte Glas auf den Tisch fal-

len. So, meine Herrn! sehen Sie, das heißt trinken! So trinkt man bei uns! —

Die Wirthin stürzte heraus und rief: Ah Dieu! Welch' ein Lärm! Die Polizei wird sich gleich in den Handel mischen. Ich muß Sie bitten, mein Herr, meine Stube zu verlassen.

Was will das Küchenmensch? schrie Mara. Wenn ich die Flasche bezahle, kann ich sie dann nicht auch zerschlagen? He, rasch eine andere her!

Keinen Tropfen mehr, mein Herr! rief die Dame, ich dulde es nicht, daß man in meinem Kaffeehause sich so beträgt.

Wie, kein Wein mehr? schrie der Unsinnige, indem er vom Stuhle auftaumelte. Jetzt will ich Ihr meine wahre Meinung mit der Faust in's Gesicht schreiben, Sie verdammte spitzbübische Creatur, Sie! Er warf sich auf die Wirthin, die um Hülfe schrie, und von den zwei Franzosen, die am Tische gesessen, beschützt wurde. Bei der Gelegenheit bemerkte Mara seine Frau, die aus der Kammer hervorgetreten war.

Wer ist die geputzte Närrin da? rief er, mit Federn auf dem Kopfe? Gottschwerenoth! Tausendsakrament! Das ist meine Frau.

Mara, komm nach Hause! rief sie ihm leise zu.

Was flüstert sie? Was will die Liebliche? Ich

soll nach Hause? Nein, ich will nicht nach Hause; zu Hause ist Langeweile! Ich will Gesellschaft, Tumult, Lärm, Leben!

Madame, Sie haben eine schwierige Aufgabe mit diesem Manne! sagte der jüngere Franzose, indem er sich höflich zu Gertrud wandte.

He! was ist das für ein süßes Papperlapapp mit dem fremden Manne? rief Mara. Das dulde ich nicht. Fort, auseinander! Trudel, komm und zieh' mir die Stiefel aus! Das ist so deutsche Sitte, meine Herren! wandte er sich zu den Franzosen.

Ich sage Dir, Mara, komm mit mir nach Hause! rief die Frau eifriger, aber immer noch leise.

Zieh' die Stiefel aus! schrie er dagegen.

Sie bückte sich, dieses Gebot zu erfüllen. Mit einer Geduld, die von den Franzosen bewundert wurde, vollbrachte sie diese schwere Aufgabe. Ah, Madame ist das Muster einer Ehefrau! sagte der junge Franzose mit Artigkeit.

Was ist sie? fragte Mara, das Muster einer Ehefrau? Das ist nicht wahr. Sie ist die tückischste, boshafteste, widerspenstigste Creatur, die auf Erden wandelt. Ich war ein Narr, daß ich heirathete, ich hätte es in Sangrelli's Manier forttreiben sollen, wäre viel gescheidter gewesen! Aber man nimmt nie guten Rath an.

Gertrud, die nicht wußte, wie sie ihn fortbringen sollte, brachte jetzt einen Bankzettel hervor, steckte ihn heimlich ihm zu, und flüsterte dabei: Komm nur nach Hause, dort ist noch mehr. Er ergriff das Geld und rief triumphirend: Ach, wenn Du so sprichst, so höre ich. Zur Wirthin gewendet, sagte er: Hier, Madame, haben Sie für Ihren sauren Wein das Geld, jetzt bringen Sie sogleich noch eine Flasche.

Die Wirthin zögerte und sah fragend Gertrud an, diese schüttelte heimlich mit dem Kopfe. Dies bemerkte Mara, und wurde jetzt völlig sinnlos vor Wuth. Was? rief er, diese beiden Canaillen stecken zusammen! Ich will sie Beide mit gehöriger Münze bezahlen. Er lief zu seiner Peitsche, die er auf's Fenster gelegt hatte, denn er war ausgeritten, deßhalb auch die Stiefel, und näherte sich damit den beiden Frauen, welche beisammenstanden. Seine Frau hatte den Muth, ihm entgegenzutreten, nach der Peitsche zu greifen, und sie ihm zu entwinden, doch er holte aus, und der Schlag traf sie, so daß sie schmerzhaft zusammenschreckte. Da hast Du etwas zum Vorgeschmack, Teufelslise!

Die Franzosen stürzten zu und entwaffneten ihn; in dem Augenblicke wurde die Thür geöffnet

und eine Abtheilung der gewöhnlichen Straßenwache trat ein. Die Wirthin stürzte auf diese los, indem sie laut schrie: Herr Commissair, hier ist ein Mann, der seine Frau schlägt!

Während der Beamte im Kreise umhersah, hatte sich Gertrud vollkommen gefaßt, und vor ihren betrunkenen Mann tretend, der in den Stuhl gefallen war, rief sie: Nicht doch, mein Herr, es war nur Spaß!

Spaß? wiederholte die Wirthin, mit nichten! Ich habe gesehen, wie sehr es Ernst war, und die Herren hier werden es mir bezeugen.

Während die Wache sich mit den Herren einließ, deren noch einige hinzugekommen waren, ergriff Gertrud ihren sinnlosen Mann, der beim Anblick der Wache zu zittern angefangen hatte, weil er sich wieder nach Preußen hinversetzt meinte, und brachte ihn glücklich hinaus.

Als er seinen Rausch ausgeschlafen, sagte er mit einer kleinen Miene von Verlegenheit zu seiner Frau: Das war wohl gestern ein wüster Abend, Trudchen? He?

Ein sehr wüster, antwortete sie, so wüst, daß ich ihn nicht zum zweiten Male erleben möchte.

Diese Rede mißfiel Mara, und er antwortete darum trotzig. Wenn es mir also gefällt, so wirst

Du es nochmals erleben! Ueberhaupt soll Niemand sich einfallen lassen, mir Gesetze vorzuschreiben.

Alsdann kannst Du auch für Dich allein leben.

Das will ich auch! Bei Gott! Das ist auch mein Wille. Noch heute will ich von hier fortziehen; keine Minute länger will ich hier bleiben.

Gertrud fühlte das Bedürfniß einzulenken, und sie sagte deßhalb nach einer kleinen Pause: Früher, wenn Du Dich vergangen hattest, so batest Du mich um Verzeihung —

Das thu' ich nicht mehr! rief Mara.

Du kamst und gelobtest Besserung —

Ich that's, weil ich ein Schwachkopf, ein Pinsel war! versetzte der Mann. Was hat eine Frau zu sagen? Muß sie sich nicht in Alles fügen, was dem Manne zu thun beliebt? Du hast gestern einen Schlag von mir bekommen; gut, Du kannst noch zehn von mir empfangen, wenn Du es danach machst.

Das soll nicht geschehen! rief hier Gertrud in vollem Trotze. Unwürdiger, schändlicher Mann, um den ich Alles litt, was nur eine Frau leiden kann! Die Achtung und Liebe der Menschen auf's Spiel setzte.

Geh' Deiner Wege, wenn Du glaubst, großes Verdienst um mich zu haben! Geh'!

Das werde ich, und keine Gewalt der Erde soll mich zurückhalten! rief Gertrud.

Sie wandte ihn zum ersten Male in ihren ehelichen Streitigkeiten den Rücken und verließ die Stube. Er blieb darin zurück, mit dem finstern Groll im Herzen, und mit dem festen Entschluß, keinen Schritt zu weichen, so sehr hatte stetes Nachgeben ihn sicher gemacht, so sehr pochte er auf seine Allmacht, und erwartete wieder ein gütliches Entgegenkommen von ihrer Seite. Allein sie kam ihm nicht entgegen. Der Tag verging, sie erschien nicht; es wurde Abend und Nacht, sie kam nicht nach Hause.

Dieses ernste Zerwürfniß in Paris hatte seine Folgen. Das Verhältniß wurde nie wieder, wie es war; Gertrud war gleichgültig gegen seine kühle Aufmerksamkeit, welche er ihr von Zeit zu Zeit schenkte, sie entzog sich ihm, wo sie sich ihm früher nicht entzogen hatte, und alle Zeichen deuteten darauf, daß es ihm endlich gelungen war, ihre Liebe zu ihm wankend zu machen. Ein junger Musiklehrer war Gertrud's beständiger Begleiter, wenn sie in die vornehmen Gesellschaften ging. Er hieß Amati, war ein Italiener von Geburt,

aber in Frankreich erzogen, ein junger, hübscher, blühender Mann, der mit der höchsten Verehrung an Gertrud hing.

Mara nahm mit Hochmuth dieses Verhältniß seiner Frau hin; es schien ihn nicht zu kümmern, daß es existirte. Es war ihm genügend, wenn nur Geld in gehörigem Maaße da war, um seine Liebhabereien zu befriedigen und seine Genüsse, die immer roher und zügelloser wurden, zu erschöpfen.

Unterdessen machte Gertrud in Gesellschaft Amati's ihre Besuche bei der Königin, der sie das Schreiben abgab. Sie hatte darauf ein Concert in Versailles. Marie Antoinette gab ihr lebhafte Zeichen des Beifalls, nach ihr richtete sich der Hof, der ihr mit Verehrung entgegenkam; sie wollte aber auch in Paris glänzen und kündigte deßhalb hier ein Concert an. Dort war die Todi, die gefeierte Sängerin, und es galt einen Wettkampf mit ihr. An körperlichen Vorzügen war die Todi der Mara überlegen, sie war jünger, anmuthiger, wußte ganz die Stimmen für sich zu gewinnen, durch geistvolles Spiel, wenn sie in der Oper auftrat, Gertrud dagegen übertraf sie im Gesang. Die Wirkung, die sie bei ihrem Auftreten machte, war so groß, daß sich ganz Paris in zwei Theile spaltete, in die Todisten und Maratisten, und daß

ein lebhafter Streit in den Journalen über die zwei Sängerinnen entstand. Es gab dieses Zusammentreffen sogar Veranlassung zu einem sehr artigen Calembourg. Die Königin hatte zwei Herren gefragt, die im Concert gewesen waren, welcher Sängerin sie den Vorzug gäben. Der eine hatte geantwortet: Der Mara, worauf der andere erwiderte: Ah, c'est bientôt dit (c'est bien Todi).

Noch ist eines Umstandes aus ihrem Pariser Aufenthalte zu erwähnen, sie besuchte nehmlich mit Mara eine der vielen Wahrsagerbuden, die damals in Paris existirten. Sie hatte sich eine ausgesucht, die einen gewissen Ruf hatte, und kam Abends in einem Wagen angefahren und bezahlte ein reichliches Entrée. Sie wurden in ein kleines Zimmer geführt, dessen Ausstattung nichts von dem üblichen Anputze eines solchen Gemaches an sich trug, vielmehr einer bürgerlichen, einfachen Familienstube ähnlich sah. Die Frau des Hauses war die Prophetin. Sie nahm ihre Gäste mit bescheidener Freundlichkeit auf, und nachdem sie ihr Begehren erfahren hatte, führte sie sie in ein Kabinet, in welchem sich nichts befand, als ein großer Spiegel, vor dem zwei Sessel standen. Hier bat sie die Zuschauer Platz zu nehmen.

In diesem Zauberspiegel wird sich Ihnen, sagte sie, wenn anders meine schwachen Kräfte es zu Stande zu bringen vermögen, ein Bild Ihrer künftigen Tage zeigen! Wenn es nicht gelingen sollte, so schreiben Sie es der Mißgunst der Stunde zu; die Geister sind nicht aufgelegt mitzuwirken, wenn wir sie zu unserem Werke anrufen. Doch muß ich Sie bitten, während der ganzen Operation kein Wort zu sprechen.

Die Frau verließ jetzt das Zimmer, und die Beiden blieben allein vor dem Spiegel sitzen. Zuerst hatte Mara sein Geschick erfahren wollen. Der Spiegel zeigte eine trübe, wie mit Wolken bedeckte Oberfläche, die sich aufklärte und ein kleines Dorf sehen ließ, wie es in dunkler Morgendämmerung eines Wintertages, am Fuße eines Gehölzes, dalag. Die melancholische Gegend belebte nur eine Figur, es war die Gestalt eines ärmlichen Mannes, der, mit der Violine in der Hand, vor einem der Bauernhäuser stand, und das Mitleid der Bewohner ansprach. Er war mehr durch Kummer und Ausschweifungen, als durch die Jahre gebeugt. Das Bild machte einen entsetzlichen Eindruck, und Mara rief voll Schmerz aus: Das soll ich sein? Welch' eine abgeschmackte Lüge! Mit den ersten Worten ging ein seltsam hohler Laut

durch die Stube und das Bild fiel wie zertrümmert zusammen. Mara erhob sich und verließ das Zimmer. Gertrud blieb auf dem Stuhle sitzen. Sie war tief versenkt in das prophetische Bild, welches sie eben erschaut. Wohl bist Du es! rief sie bei sich, Deine Thorheiten und Deine Laster werden Dich so weit bringen! Sie war noch im Sinnen versunken, als ein zweites Bild sich ihr darstellte. Es war ihre Zukunft. Mit Schrecken sah sie eine brennende Stadt, ein ganzes Feuermeer wogte vor ihr! Aus den Thoren sah man Menschen flüchten; eine Greisin ging gebückt einher, von einem jungen Mädchen unterstützt, sie schleppte ein kleines Päckchen mit sich, ein paar gerettete Sachen. Gertrud verhüllte ihr Antlitz. Also das ist das Ende! seufzte sie tief in sich hinein. Armuth, Elend, durch eine fürchterliche Feuersbrunst veranlaßt. Beklagenswerthes Loos!

Sie erhob sich und verließ mit Mara das Haus. Das bewegte Leben, die wechselnden Eindrücke ließen sie bald diese Stunde bei der Wahrsagerin vergessen; allein sie sollte später wieder daran erinnert werden.

Von Paris nach London.

In London war es, wo sich die beiden Eheleute trennten. Mara nahm von seiner Frau ein bestimmtes Jahrgehalt an, und versprach ihr nicht mehr in den Weg zu kommen. Unter der Bedingung erhielt er das Geld. Er reiste somit von London ab, und begab sich nach Deutschland. Anfangs lebte er in anständigen Verhältnissen, später führte ihn sein Hang zum liederlichen Treiben immer tiefer in eine fessellose Unordnung, die ihn dem Elend nahe führte. Immer wieder entriß seine Frau ihn diesem verhängnißvollen Schicksal, später beantwortete sie keines seiner wirren und geistesschwachen Schreiben mehr, und sein Ende war wirklich demjenigen gleich, das er in Paris im Bilde geschaut hatte. So löste sich eine Ehe, die nie hätte geknüpft werden sollen, und die we=

nigstens, was den einen Theil betraf, alle die Obliegenheiten erfüllte, die man nur von einer zärtlichen und ergebenen Gattin verlangen kann. Mara war bildschön in seiner Jugend gewesen, im Alter wurde er häßlich. Diese gewisse Schönheit, die nur in der Form der Züge, in dem Glanz der Farben besteht, die keinen geistigen Gehalt hat, der nicht durch die Zeit zu zerstören ist, schwindet bald dahin, und es bleibt nichts zurück als der Krater des Vulkans, schwarzbrüchig und von den Spuren der Flammen, die einst hier brannten, vielfach beschädigt.

Das Jahr 1784 sah die Mara in London. Es ging ihr schon ein entschieden vortheilhafter Ruf voraus: England nahm sie mit Ehre und mit Freuden auf. Mit Wehmuth sah sie auf ihre frühere Existenz in diesem Lande zurück, sie suchte die Spuren derselben, wo sie sie finden konnte. Doch es war wenig zu finden. Der Kastrat Paradisi, ihr launenhafter Gebieter von damals, war todt, seine Schüler und Schülerinnen hatten sich über die Erde vertheilt, nur wenige waren in London geblieben. London selbst hatte eine veränderte Gestalt. Der junge, blühend hübsche Prinz von Wallis bestimmte und ordnete Alles, was auf die Mode Bezug hatte, und er nahm sich sogleich

Gertrud's an, so wie sie nur erschien. Unter dieser glänzenden Protektion konnte es ihr wohl nicht anders als glänzend gehen. Sie fing damit an, Concerte zu geben, die überfüllt mit Zuhörern waren und ihr gewaltige Summen einbrachten. Für jede Arie, die sie in Gesellschaften sang, hatte sie dreihundert Thaler bestimmt, auf Rath ihrer Londoner Freunde, die den weichen Boden kannten, den sie jetzt bearbeitete. Durch ihre Concerte im Pantheon gewann sie in zwei Wochen fünfzehn tausend Thaler. Aber den größten Ruhm, wenn auch nicht das höchste Honorar, brachte ihr die Mitwirkung in dem großen Oratorium in der Westminster-Abtei. Diese kolossalen Concerte wurden jährlich einmal gegeben, und hatten fast ganz London zu Theilnehmern, als Zuhörer oder als mitwirkende Sänger. Die ungeheuren Hallen der Westminster-Kirche waren zu diesem Zwecke geöffnet, dreihundert Sänger und tausend Instrumentisten leisteten darin das Bewundernswertheste in der Kunst. Der Hof, besonders der König, der diese Oratorien, die unter dem Namen Händel's, der für einen Engländer galt, so sehr ehrte ihn die Nation, gefeiert wurden, leidenschaftlich liebte, waren jedesmal gegenwärtig. Diese Art Gesang war Gertrud's eigentliches Feld. Der hohe ein-

fache Styl, in welchem sie componirt waren, die Schwere und Bedeutung ihres Textes, der sich in gewissen Rhythmen bewegte, die Fülle und Fruchtbarkeit der Ideen, die es entwickelte, Alles dies war ihr von Jugend auf lieb und gewohnt. Hier konnte sie nun in ihrer ganzen Größe schimmern. Auch dem Volke wurde sie durch diese Oratorien verständlich und werth. Da sie zum Besten der Wittwen und Waisen von Künstlern gegeben wurden, so erlangte sie, die ganz besonders darin glänzte, auch bei den ärmeren Klassen besondern Ruhm. Jetzt durfte fast kein Concert in London gegeben werden, wo die Mara nicht mitwirkte. Triumph auf Triumph drängte sich bei ihr, und immense Summen flossen in ihre Casse. Wir wollen hier eine Stelle aus einem Briefe einflechten, den ein einfacher Londoner schrieb, und worin er die Mara in der Fülle ihrer mächtigen Kunst schilderte, mit einfachen, aber, wie es uns scheint, passenden Worten.

„Ich kam spät und konnte nicht mehr hoffen einen Platz zu bekommen, da man mir sagte, daß die Kirche schon besetzt sei. Es hatte sich erst vor einigen Tagen das Gerücht verbreitet, die Mara werde darin singen; daher der Andrang. Auf der Straße sah man Billets zu dem vierten

Theil über den ursprünglichen Werth verkaufen. Zum Glück hatte Mr. Perth eine Abhaltung, und so erhielt ich sein Billet. Schon am Morgen war die Kirche voll, und am Abend sollte erst das Concert stattfinden. Viele hatten sich ihr Mittagessen mitgenommen und verzehrten es ohne Scheu auf den Bänken der Kirche. Gegen den Nachmittag kamen die Sänger und die Instrumentisten; sie zogen im Chor auf, der Zug nahm gar kein Ende. Jetzt wurde die Kirche erleuchtet. Himmel! Welch' ein Glanz strömte da in die düsteren Hallen! Es war, als würde es auf eine geheimnißvolle Weise Tag. Ein großer Leuchter, der von oben niederschwebte, enthielt mehr als sechstausend Kerzen; zu den Seiten der Kirche erhoben sich große Lichtpyramiden, die wieder von dort Helligkeit ausströmten. Ein Gewühl, ein Gesumme, als hätten sich tausend Bienenstöcke ihres Inhaltes entladen, wogte in den ungeheuren Räumen und erstarb in den Schwibbögen der Kirche, die bis in's Unermeßliche in die Höhe stiegen. Der goldene Prunk der verschiedenen Grabmonumente schimmerte wie ebensoviel Zeichen der Eitelkeit und Prunksucht der Erde, und die Posaunen, welche die steinernen Engel in der Hand trugen, sollten bald einen wahrern und schimmern-

den Klang von sich geben, so wundervoll, wie es die Erde noch nie vernommen.

Ich saß auf meinem Platze und staunte, wie Alles dies so um mich her ward. Jetzt war die Kirche angefüllt bis in ihre kleinsten Räume hinan, da meldete eine Trompetenfanfare, daß der Hof käme. Alle Blicke flogen auf die königliche Loge, woselbst man alsbald, nach Vorgang der Hofchargen, den ehrwürdigen König, die Königin und den schönen Prinzen von Wallis, sowie noch Alle, die zum Hofe gehörten, erscheinen sah. Sie sahen klein aus und unbedeutend, denn die Majestät der Kirche ist so unermeßlich, daß alle Pracht gegen sie verschwindet. Das Volk brach in den Siegesgesang „Rule Britannia“ aus. Als dieser vollendet war, trat tiefe Stille ein, und Alles wendete sich gegen die Plätze, wo die Tausende von Musikern versammelt waren. Da standen sie! ein unermeßliches Heer, Alle mit ihren Notenblättern und auf einen Capellmeister sehend, der in ihrer Mitte, hoch über sie erhaben, den Taktstock führte. Ich kann Dir nicht sagen, welch' einen Eindruck diese Masse von Sängern und Spielern, alle an dieselbe Richtschnur gebunden, alle auf dieselbe Note lauschend, die im Gesang vorgeschrieben war, auf mich machte. So bindet ein allmächtiger Wille

das in der Irre treibende Geschlecht der Erdgeborenen, und läßt sie, ohne daß sie es selbst wissen, die Befehle eines unermeßlichen Geistes mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit vollbringen. Der Gesang begann: es war Händel's nicht genug zu rühmendes Oratorium „der Messias.“ In großen Schwingungen ging es daher, jede Tonwelle langsam und feierlich die andere verdrängend, bis sie selbst im Harmonienzauber dahinschwand. Nun kam es an die Stelle, die mir immer das Herz im Leibe geweckt hat, zu den Worten, wo es heißt: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Das ist eine so mächtige Composition, daß, wenn die Erde voll Gottesleugner wäre, dieser Gesang, in tiefer Stille um Mitternacht ertönend, sie alle auf die Kniee niederwerfen würde. Ich sah hin, wer die Worte sang, und mein Auge fiel auf eine einsam dastehende, weibliche Gestalt, die einfach hintrat, in Weiß gekleidet, gerade wie ein armes Menschenkind, das der allmächtige Schöpfer eben geschaffen und das nun dasteht und ihn rührend und dankbar lobt. Dabei umleuchtete sie ein wunderbarer Glanz; sie war wie die Gebenedeite, die den Herrn geboren, unschuldig und in ihrem Busen den Gott tragend. Sie stand da und sang die herrlichen Worte so klar, so verständlich, daß

jedes Kind sie fassen konnte. Bei Gott, wer ist die Wunderbare dort? fragte ich meinen Nachbar. Er lächelte und sagte: Das ist die Mara!

In meinem Herzen war es wie ein Gelübde, ich sprach die Worte für mich hin: Diese Frau muß Großes thun, wenn sie es will! Segen über sie, wo sie auch wandle! Wer diese heiligen Worte so singen kann, der hat etwas von den Geheimnissen angeschaut, vor denen wir anderen Alle in der Ferne anbetend knieen!

Wie sie vollendet hatte — sie sang allein vor all' dem unermeßlichen Volk, — war es einen Augenblick still, dann brach ein nicht endender Beifallsjubel aus. Ich habe nicht geglaubt, daß das englische Volk so jubiliren könne, aber es galt auch das Höchste, was der arme Mensch hat und kennt. Auch ich stimmte mit ein in meiner bescheidenen Ecke, und war froh, daß ich berufen war, dieses Tages Entzücken mit zu theilen."

Diese Oratorien in der Westminster-Abtei, oder überhaupt ihr diesmaliger Aufenthalt in England, waren der Höhepunkt in den Leistungen Gertrud's, von da an ging es abwärts, abwärts mit ihren Kräften, abwärts mit ihrem Willen und ihrer religiösen Bedeutsamkeit. Mit Mara's Abschied verließ auch sie die Pfade der Pflicht, sie gab sich

dem hin, der sie gerade hatte, ohne zu überlegen, ob es mit den Gesetzen ihres Innern und mit denen der öffentlichen Ordnung im Einklange war. Sie suchte den Genuß jetzt ebenso eifrig, wie sie ihn früher gemieden hatte. Das gab ihrem Wesen etwas Unstetes, Zerfahrenes, ihrem Gesang einen Anflug von Saloppenie. Sie war so sehr ihres Triumphes sicher, daß sie nicht mehr auf sich achtete, und da verflüchtigten sich die edlen Kräfte, die nur gehalten sein wollen durch beständiges, aufmerksames Wachen über sich selbst. Es ist schlimm zu sagen, aber es muß gesagt werden, die Mara wurde ein gewöhnliches Weib, ein Weib mit ihren begehrlichen Launen, ihren täglichen Fehlern und dem thierischen Element, das schrecklich werden kann, wenn sich das Weib ihm zwanglos überläßt. Der elegante, zierliche Amati, nur gemacht, ihre Stütze in den Gesellschaftssälen zu sein, verlor bald seinen Posten, und ein kräftiger, derber Mann trat in seine Stelle, Signor Florio, der mit der Casse der Sängerin noch übler wirthschaftete, als es Mara gethan. Sie heirathete nicht, denn sie fand die Ehe für unnütz, auch wollte sie nicht ihren berühmten Namen dahin geben; sie heirathete nicht, um die Freiheit zu bewahren, mit dem Individuum zu wechseln, wenn es ihr nicht mehr behagte.

Indessen sollte sie in den zehn Jahren, die sie in England blieb, und die zu ihrer Glanzperiode gehören, auch etwas von der grandiosen Unverschämtheit der Nation kennen lernen, die sie ihre Nationaltugend nennen, die aber nichts ist als die arroganteste Impertinenz, die man nur finden kann, und die desto widerlicher wird, weil sie auf Geld basirt ist, und durch das Geld sich berechtigt hält, Alles sich zu erlauben. Einen einzelnen Menschen, der so auftritt, wirft man zur Thür hinaus, eine ganze Nation kann man nicht auf diese Weise beseitigen, man muß ihren Unarten aus dem Wege gehen, und das thut jeder vernünftige und gebildete Continentbewohner. Wer aber kommt, um ihnen etwas zu bieten, kann ihnen nicht aus dem Wege gehen und muß still halten, wenn sie in ihrem Nationalgelüste sind, ihn schlecht zu behandeln. So alle Musiker, alle Künstler, die nach England gehen. Es ist wahr, sie werden gut für ihre Leistungen bezahlt, aber wehe ihnen, wenn sie sich einfallen lassen, nicht das Geforderte zu leisten, oder es nicht so zu leisten, wie es vom Bezahlenden erwartet wird. Sie haben sich der schimpflichsten Behandlung zu gewärtigen. Und oft kann die edle Natur eines Künstlers, das kränkliche oder meinetwegen auch launenhafte We-

sen, das in seiner Natur liegt, nicht eine Störung umgehen, die in seine Produktion eingreift, und sehr unangenehm sein kann, aber gelitten werden muß, da dringen diese rohen Naturen auf buchstäbliche Erfüllung des Versprochenen, und werden zügellos unbescheiden, wenn es nicht geleistet wird. So ging es Gertrud. Sie hatte von Berlin aus, wo sie so viel gelitten hatte, eine Schwäche in ihrer Constitution empfangen, die es ihr unmöglich machte, lange zu singen oder auch lange zu stehen; außerdem daß es barbarisch ist, sehr verwickelte und schwierige Compositionen auf dem Flecke noch einmal zu verlangen. In Oxford geschah ihr das. Sie war dahin gegangen, weil sie vortheilhafte Bedingungen erreichte, die es ihr wünschenswerth machten, auch die großen Städte in England zu besuchen. Sie gab ein Concert in Oxford und trat mit einer Arie auf, die nicht leicht ihr Gleiches finden wird in schwieriger Zusammensetzung, in der Länge und dem künstlichen Aushalten der Töne. Sie fand Beifall, aber gleich darauf erscholl der Ruf „da capo!“ Das war ein Ding der Unmöglichkeit. Die Sängerin war erschöpft, sie hätte ein plötzliches und rasches Wiederholen des Stückes nicht zu Stande bringen können, wenn sie auch zweimal so viel Kräfte,

Muth und Gesundheit gehabt, als sie in der That besaß. Sie wollte vortreten und sich entschuldigen, man ließ sie nicht zu Worte kommen, ein ewiges Trommeln und Pfeifen! Sie ließ den Lärm austoben, dann trat sie vor und fing ihre zweite Arie an. Diese ließ man ruhig austönen, dann fing man wieder zu stürmen an. Jetzt regte sich die Empfindlichkeit in ihr, sie versuchte nochmals zu sprechen. Als sie nicht gehört wurde, drehte sie dem Publikum den Rücken und trat ab. Dies war eine neue Beleidigung. Der Schauspieler darf nie den Rücken zeigen, er muß sich künstlich nach dem Ausgang hin drehen und schieben; es entstand ein neuer schrecklicher Tumult. Am andern Morgen brachte die Zeitung einen sie betreffenden Artikel, wo ein Herr Chapman, der Rector der Universität, sie belehrte, daß Einiges an ihrer Erziehung noch fehle, daß Oxford sie veranlaßt habe, die letzte Hand an ihre Erziehung zu legen, und daß man hoffe, daß diese jetzt vollendet sei. Sie ließ dagegen die einfache Thatsache von ihrer leidenden Gesundheit einrücken, mit einem Tadel, der persönlich dem Herrn Chapman galt.

Diese kleinen Zwischenscenen kränkten die Künstlerin wohl, aber beleidigten sie nicht, oder hielten

sie nicht ab, in London zu bleiben. Die Mara war eine zu derbe Natur dafür, sie konnte einen Puff vertragen. Und ihrem Begleiter waren die englischen Guineen eine zu wünschenswerthe Zugabe.

Italien.

Von ihrem Aufenthalt in England machte sie zwischendurch Ausflüge nach Italien, besuchte Florenz und Venedig, aber ohne großen Erfolg. In Italien herrschte die Oper, und die Oper war nicht der Mara ihr Hauptschlachtfeld, auch fand sie da Sängerinnen mit besonders feiner Gabe für Intrigue, und diese traten ihr in den Weg. Nicht das Talent, sondern die Bosheit überragte sie hier. Die Mara war unfähig, eine Intrigue zu spinnen; sie hatte eine zu gerade, offene Natur. Sie konnte derb sein, aber nicht lächelnd boshaft und tückisch freundschaftlich.

Auf einer der Reisen nach Italien, (sie machte deren zwei), kam sie im Jahre 1792 durch Paris. Sie hatte da einen erschütternden Anblick; sie sah einen elenden Miethswagen, den eine große Menge

Volks umgab, jubelnd und triumphirend in ungebührlicher Lustigkeit. Da ihr Wagen durch diese Procession aufgehalten wurde, so erkundigte sie sich, was es gäbe. Ein roher, häßlicher Mensch trat grinsend an den Schlag ihrer Kutsche und erwiderte: Wir bringen die Königin in das Gefängniß! Welch' ein Wort war das! Die gefeierte, angebetete Antoinette mit einem Pöbelhaufen in's Gefängniß geschleppt! Sie konnte kaum ihren Ohren trauen! Doch bestätigte sich das Gehörte in einer nochmaligen Nachfrage. Ihr Gefährte machte ihr begreiflich, daß es gefährlich sei, viel zu fragen, oder bei den Fragen Verwunderung und Schrecken zu zeigen. So barg denn Beides Gertrud in ihrem Busen und verließ schaudernd das schöne Paris, das sie so sehr liebte, in dem sie so gern früher geweilt. Sie konnte es nicht vergessen, daß es bis dahin hatte kommen können! Eine Königin im Gefängniß! Ja, sie konnte bald darauf noch hinzusetzen, eine Königin auf dem Blutgerüste! Im Reiche der Töne lebend, in einem Jahrhundert groß geworden, wo die Fürsten eine unbeschränkte Macht genossen, dazu in England weilend, wo die politischen Nachrichten, durch die Parteien getrübt, nur unvollkommen ihr Ohr berührten, welchen Schrecken mußte sie

empfinden, als sie diesen vehementen Schluß eines Volksprocesses mit seiner Königin vernahm, von dem auch kein Schritt möglich war zurückzuthun. Die Gegenwart hatte mit ihrer Vergangenheit gebrochen. Sie wiederholte sich fortwährend am Tage: Im Gefängniß! und ihre Träume hatten denselben Inhalt. Sie hielt nichts mehr für sicher, der Boden schwankte ihr überall. Alle Leute sprachen von diesem Ereigniß und überall hörte sie verworrene und erschreckte Antworten; nur ein Matrose, der sie im Kanal zu ihrem Schiffe übersetzte, erwiderte lachend: Ja, Madame, es ist nun so! Wir haben Puppen und Männeken, die wir unsere Könige nennen; wenn die Schnüre unbrauchbar geworden sind, an denen wir sie ziehen, und sie Bewegungen machen, die wir nicht wollen, so werfen wir sie fort und nehmen andere! —

Hier in Italien merkte sie erst, daß der Geschmack im Gesange ein anderer geworden war, daß man sich von dem großen einfachen Styl abwendete, und dem gezierten, mit Schnörkeln und Verzierungen geschmückten zuwendete. Auch fühlte sie zuerst das Abnehmen ihrer Stimme (sie näherte sich den Fünfzigen). Diese Betrachtungen waren nicht geeignet, ihr den Aufenthalt in Venedig und Florenz angenehm zu machen, und sie

eilte, als sie ihre kontraktlichen Bedingungen erfüllt hatte, nach London zurück.

Hier angelangt fand sie die alte Aufnahme. Die Engländer hatten sich an sie gewöhnt. Auch ihre veränderte Stimme, sie war fast unmerklich, wenn sie sich anstrengte, verzieh man und wollte es absichtlich nicht wahr haben. Sie gewann noch viel Geld, und gern wäre sie hier noch länger geblieben, wenn sie nicht gefürchtet hätte, einen totalen Schiffbruch mit ihrer Stimme zu erleiden. Jetzt ließ sich der Schaden noch allenfalls verdecken, allein er konnte so groß werden, und so plötzlich eintreten, daß an kein Verschleiern zu denken war. Also entschloß sie sich England zu verlassen, ehe es sie verließ. Ihr Abschiedsconcert war noch von allen bedeutenden Künstlern unterstützt, und das Fest, das darauf folgte, war eines der großartigsten, das man gesehen.

Zurück nach Deutschland.

Nun kam sie nach Deutschland zurück.

Es empfing die Berühmte mit Achtung und Ehrerbietung.

Sie gab Concerte, sie wurden besucht, und die Belohnungen fielen so reichlich aus, als es deutsche Kräfte vermochten. Obgleich sie im Gefolge von Napoleon und seinen siegreichen Fahnen daherzog, beachtete man doch die Künstlerin, die am Abend ihres Lebens das Land ihrer Geburt aufsuchte, um da Lorbeeren zu pflücken. Weimar, Frankfurt, Gotha wurden von ihr besucht, zuletzt kam sie nach Leipzig.

In Leipzig lebte noch der alte Hiller.

Im Gasthof ging er unangemeldet zu ihr hinein. Er stellte sich vor sie hin und fragte: Wer bin ich?

Sie wußte es nicht, sie konnte sich auf den alten, gebeugten Mann nicht besinnen. Da erhob er drohend den Finger und rief: Trudel! Trudel!

Ach, Vater Hiller! rief die Fünfzigjährige entzückt und erstaunt. So sehen wir uns wieder.

Ja, so sehen wir uns wieder!

Thränen standen in Beider Augen, als sie sich jetzt fest in die Arme schlossen. Dann ließen sie sich wieder los, und sahen einander an. Nicht wahr, rief Gertrud, ich bin alt geworden?

Ja, erwiderte er trocken.

Aber Er, Vater, wie ist Er alt geworden! Es ist grausig!

Nun laß es gut sein, Trudel! Wir wollen einander liebhaben, dann schadet es nichts, wenn wir alt sind.

So soll es sein! rief sie, und von Neuem lagen sie sich in den Armen.

Das ganze Zimmer, als diese Scene spielte, war voll von alten Bewunderern und Freunden Gertrud's; sie Alle empfanden die lebhafteste Freude bei diesem Begrüßungswillkommen Gertrud's und ihres alten Meisters und Lehrherrn.

Nun ging es an ein Erzählen. Was hatte sie nicht Alles gesehen, was hatte sie nicht Alles gehört seit der Zeit, daß sie von einander getrennt

waren. Es war über dreißig Jahre. Aber nun sollte sie auch singen. Sie weigerte sich lächelnd. Man drang in sie, und selbst Vater Hiller bat. Du wirst es schon zu hören kriegen, erwiderte sie, verlegen lachend, es ist kein Wunderwerk mehr! Vater, verstopfe Dir nur nicht die Ohren, das ist das Einzige, was ich bitte.

Oho! oho! rief Hiller spottend. So arg wird es nicht sein.

Ein großes Concert wurde veranstaltet; Alles strömte hin, denn Alle wollten die Mara hören. Auch Vater Hiller ging mit seinen Freunden hin. Ja, was er hörte, es war Gesang, es war sogar schöner Gesang, aber der Gesang seiner Tochter war es nicht mehr. Kaum daß hier und da etwas daran mahnte; daß ein Anklang sich von dem fand, was es früher gewesen. Eine herbe Wehmuth überkam ihn, und während das Publikum wie unsinnig klatschte, zog er leise sein Tuch hervor und trocknete sich die Thränen ab. Nicht wahr, das heißt Gesang! die göttliche Mara hat gesungen! rief man ihm entgegen, als er hinaustrat. Ja, sie hat gesungen, erwiderte er, und schlich sich nach Hause. In seinem stillen Kämmerlein lebten die Tage wieder auf, die nun vergangen waren auf immer. Er saß wieder an seinem kleinen No=

tenpult, mit der schwarzen Kante. — Da stand es noch, in der Ecke! — und um ihn standen die drei Grazien, die Hiller'schen Grazien, und sie sangen alle, und durch die Stimmen der anderen zwei hörte und erkannte er den reinen Glockenton Gertrud's! Ach, durch alle Stimmen der Erde hätte er diese klare, diese schmeichelnde, süße Stimme wiedererkannt! Und das beifällige Nicken mit dem Notenblatte, so unmerklich es war, sie merkte es doch und freute sich dessen. Wo fand er eine Schülerin wie sie, eine, die ihm so unaussprechliche Freude machte und jetzt — so unaussprechlich viel Kummer! —

Da klopfte es an seine Thür, er rief „Herein!" und in's Zimmer trat — die Mara! —

Es hat mich nicht gelitten, ich wollte Dich sehen, Vater, mit Dir sprechen! rief sie.

Zu viel Ehre, liebe Frau! antwortete er.

Still! rief sie, wenn Du so sprichst, Vater Hiller, so scheuchst Du mich gleich fort von hier. Und sie stand auf und wollte gehen. Er eilte ihr nach und hielt sie zurück. Sie ließ sich halten, und indem sie ihm in's Auge sah, faßte sie seine Hand, und führte sie an die Lippen.

Nicht doch, meine Liebe! rief er.

Ja, Vater, sagte sie, das mußt Du dulden!

Haben sie mir in der Welt die Hände geküßt, ja sogar den Stuhl geküßt, worauf ich saß, so bin ich jetzt hier, und es ist an mir, Dir die Hand zu küssen.

Und nach einer Pause sah sie verschämt in die Höhe und fragte leise: Wie hab' ich gesungen?

Der Vater Hiller stand stumm da.

Gut, erwiderte sie, das ist auch eine Antwort.

Beide schwiegen. Sie sah sich im Zimmer umher. Es war noch ganz so, wie sie es vor dreißig Jahren verlassen; auch noch der Blumenstrauß steckte am Spiegel, den sie bei ihrer Abreise hier gelassen. Dies rührte sie und Thränen traten in ihre Augen; Vater Hiller lief geschäftig hin und her, und zeigte ihr Alles, was er wußte, das sie es von Alters her kannte. Auch ein Notenblatt, auf dem er die ersten Aenderungen geschrieben, die sie bei ihrem Gesange zu machen hatte, fand sich, und Gertrud sagte: Das behalt' ich.

Nein, sagte er, das gehört mir!

Ich geb' Dir dies dagegen! sagte sie, indem sie eine kleine goldene Kapsel hervorzog und daraus ein Billet des Prinzen von Wallis, wo er ihr darin schrieb, daß sie die einzige, die göttlichste Sängerin wäre, die er gehört.

Gut, das nehm' ich! rief der Vater Hiller, aber das andere behalte ich dennoch! Wenn ich

sterbe, will ich Dir Beides zurückvermachen! Es wird nicht mehr lange dauern, Trudel, so bringen sie den Alten hinaus!

Eine Pause entstand, dann sagte Gertrud mit demselben schmeichelnden Ton wie früher: Aber nun sage mir etwas über meinen Gesang, Vater! Ein einziges schwaches Wörtchen! Es ist gar zu hart, so stillschweigend von Dir wegzugehen. Nicht wahr, die Stimme hat gelitten?

Es ist gar keine da! erwiderte Hiller.

Kaum war dieses Wort gesprochen, so fiel Gertrud, wie in sich gebrochen, auf den Stuhl, und die alte Frau weinte wie ein Kind.

Hiller empfand Mitleid mit ihr, auch mochte ihm sein hartes Urtheil leid thun, er näherte sich der Weinenden, erfaßte liebreich ihre Hand und sagte: Gertrud, wir sind Beide alt; es ist der Lauf der Dinge, es kann nicht anders sein. Bedenke, daß Du über fünfzig Jahr bist. Sei vernünftig und mäßige Dich! Für die Menge bist Du noch immer die bewunderte Sängerin, nur verlange nicht, daß Hiller, der Vater Hiller, der Dich in Deinen guten Tagen kannte, der da mitwirkte, Dich zu dem zu machen, was Du warst, daß der mit einstimmen soll in den Schrei der Menge. Wie gesagt, mäßige Dich, wähle keine zu großen Räume,

sondern immer kleinere Zimmer, die Deine Stimme noch ausfüllen kann, versteige Dich nicht zu den kolossalen Wunderklängen eines Händel'schen Oratoriums, diese himmeltragenden Gebirge konntest Du früher wohl erklettern, jetzt aber nicht mehr. Singe Arien von Hasse, auch wohl welche von Graun, diese sind noch für Deine Stimme, aber halt' Dich fern von dem, was Dir verschlossen ist, und wo kein Schlüssel der Welt es Dir wieder aufschließt.

So sprach Vater Hiller und Gertrud hörte ihn mit Andacht und Ergebung zu.

In Berlin fand sie Alles verändert. Das große Heldenbild Friedrich's war in die Tiefe hinabgestiegen, der Thron war unterdessen zweimal leer gewesen und war zweimal besetzt worden. Ein junger König herrschte jetzt mit einer jungen Königin; Gertrud konnte sich besinnen, ihn als Kind gesehen zu haben, wenn Friedrich der Große einmal aufgelegt war, seine Nachfolgerschaft zu mustern, und den nachmaligen dicken König mit seinen Kindern in Potsdam erscheinen ließ. Der Prinz Achim Archinbald war in eine entfernte Festung als Kommandant versetzt worden, der Kammerherr Coccejus längst todt, auch der General von Selbitz. Sie konnte sich nicht überzeugen, daß es dasselbe Berlin war, wo sie so viel ge=

litten und so große Freude erlebt hatte, wenn sie durch die Straßen wandelte. Nur ein Freund und Bewunderer ihrer Jugend lebte, der alte Nicolai, der sich kindisch freute sie zu sehen, und sogleich ein Concert veranstaltete, wo sie ihre bekannten, herrlichen Wunderwerke vortragen sollte. Trotz der Warnung Hiller's ließ sie sich doch verleiten Graun's Tod Jesu zu singen, und fiel damit jämmerlich durch. Ach, ich wußte es wohl, daß Jesus für mich gestorben ist! sagte sie mit trübem Doppelsinn.

Doch fanden, da ihr Ruf einmal fest gegründet war, ihre Concerte Beifall, und sie nahm auch viel Geld ein. Die wenige Zahl der Kenner nur fällte obiges Urtheil und diesem stimmte auch der gelehrte Buchhändler Nicolai bei, dem es jetzt leid that, die Sängerin zu der gefährlichen Probe verlockt zu haben.

In einer der angesehensten Gesellschaften der Stadt, wo sie sang, fand sie einen jungen Mann, einen Russen, der sich besonders warm bei ihr für den Genuß bedankte, den sie ihm gegeben. Er kam zu ihr, grüßte sie ehrerbietig und küßte ihr die Hand. Es entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch über Rußland, und der junge Fremde äußerte den Wunsch, wenn es ihr doch gefallen

möchte, in diese Gegenden zu kommen, dann würde sie sicherlich eine reiche Ernte von Ruhm und Gold einnehmen. Gertrud erwiderte, daß sie stets gefunden, daß Jeder seine väterländischen Gegenden lobte.

Rußland ist nicht mein Vaterland, erwiderte der Fremde.

Nicht? fragte Gertrud; wo sind Sie denn her? Ihr Deutsch, das Sie reden, klingt so gebrochen und so fremd, auch ist die Kleidung, die Sie tragen, eine russische Uniform.

Gleichwohl bin ich kein Russe.

Er ließ sich auf keine weitere Erklärung ein, doch fuhr er fort, Gertrud mit Antheil zu betrachten, und auch sie wendete öfters den Blick auf ihn. Es war ein schlanker, hochgewachsener junger Mann, dessen Gesicht etwas unendlich Liebliches und Einnehmendes hatte. Sie wünschte mit ihm näher bekannt zu werden, besonders da sie gehört, daß er nur kurze Zeit bliebe, daß er den Auftrag eines vornehmen russischen Herrn auszurichten habe und dann wieder zurückkehrte, es fand sich aber nicht die Gelegenheit dazu; auch schien es, als wenn ihr der Fremde geflissentlich seit ihrer letzten Unterredung ausweiche. Eines Tages jedoch fand sie ihn in einem Laden, wo er etwas einkaufte. Sehr

artig bot er ihr den Arm, und wollte sie nach Hause geleiten. Gertrud nahm die Begleitung an.

Unterwegs kam die Rede wieder auf Rußland, und der Fremde wiederholte seine Aufforderungen, dahin zu kommen, indem er, im Fall Gertrud auch Moskau besuchen wollte, ihr seinen Schutz anbot und ihr seine Karte einhändigte. Gertrud nahm die Karte und las darauf den Namen: Oberst Maratief. Sie sah ihn lächelnd an und sagte: Sie führen einen Theil meines Namens in dem Ihrigen, Mara-Maratief.

Er erröthete, antwortete aber nichts.

Gewiß werde ich Moskau besuchen, wenn ich nach Rußland komme, fuhr Gertrud fort. Wie sollte ich nicht Lust haben, die alte berühmte Zaarenstadt zu sehen? Doch erst werde ich nach Petersburg gehen, weil dort der Hof ist.

Da thun Sie recht daran, antwortete er. Doch dann kommen Sie zu uns. Das Leben in Moskau ist sehr angenehm und wird Ihnen sehr zusagen.

Wann reisen Sie ab?

Es ist unbestimmt, sagte er; vielleicht verzögert sich mein Geschäft, und in dem Falle bleibe ich noch einige Tage.

So haben Sie die Güte, und besuchen Sie mich, Herr Oberst.

Er dankte, und am nächsten Tage war er bei Gertrud. Das Gespräch ging Anfangs über die bekannten Gemeinplätze der Unterhaltung, endlich fragte er zögernd und mit niedergeschlagenen Augen, ob sie kürzlich Nachrichten über ihren Gemahl habe.

Gertrud verneinte dies, indem sie sagte, daß sie bereits seit drei Jahren keine Briefe mit ihm wechsele. Sie fragte, was der Grund dieser Erkundigung sei.

Es ist mein Vater! erwiderte er.

Gertrud sah ihn erstaunt an; diese Enthüllung des Räthsels war ihr neu. Jetzt entdeckte sie, was ihr früher entgangen war, eine flüchtige Aehnlichkeit des jungen Mannes mit Mara, zu den Zeiten, wo er jung und hübsch war. Es fiel ihr zugleich die Scene, die sie einmal in Berlin gehabt hatte, auf und sie erinnerte sich des jungen schwarzäugigen Knäbchens, der ihr damals wegen seiner Schönheit aufgefallen war. Sie schwieg und blickte fortwährend den jungen Mann an, der seinerseits höchst verlegen war, und zuletzt sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er ihre Hand nahm und sie wiederholt zärtlich küßte. Verzeihung, meine liebe Madame, Verzeihung! stam=

merkte er. Sie hätten mein Geheimniß nie erfahren, wenn Sie nicht selbst gleichsam in mich gedrungen hätten; denn ich kann mir denken, wie es Ihnen unangenehm sein muß, einen lebenden Zeugen von der Untreue Ihres Herrn Gemahls zu sehen.

Mein lieber Freund, das ist nicht Ihre Schuld! sagte sie, jetzt gleichfalls verlegen.

Freilich wohl! sagte er, ein Kind ist immer der unschuldige Grund des Zornes und der Liebe seiner Eltern, es spricht zur Versöhnung, denn in dem Augenblick, als die Sünde geschah, die ihn in's Leben rief, wußte und ahndete er nichts von den kommenden Verhältnissen der Welt, in der er einst leben sollte.

Wie kamen Sie denn nach Rußland? fragte Gertrud weiter.

Das ist eine etwas weitläufige Geschichte, entgegnete der junge Oberst, doch will ich versuchen, sie Ihnen mit einem Paar Worten vorzutragen. Wie der König Friedrich starb, waren hier mehrere Russen, um der Beerdigung mit beizuwohnen, da war auch Einer darunter, der sich General Saratief nannte, ein herzenslieber, guter Mann, dessen Gedächtniß ich nur segnen kann. Er sah mich zufällig, ich gefiel ihm, und da er vernahm, daß ich ohne Eltern sei, bereit, in das Waisenhaus zu wan-

dern, wo ich aufgezogen werden sollte, wandte er sich an meinen Vormund und erreichte von ihm mit leichter Mühe die Zusage, daß er mich mit sich nach Rußland nehmen könne. Ich ging, wie ein kleines Päckchen Waare, mit ihm in das fremde, große Reich. Daheim sorgte er für meine Erziehung, ließ mich meine Muttersprache fortlernen und brachte mir frühzeitig eine militairische Richtung bei. Er selbst war ohne Kinder, und hatte seine Frau früh verloren, so daß es möglich war, daß er mich als Sohn annahm, nur ließ er mich in seinem Namen das S in ein M verwandeln, da er von meinem eigentlichen Schicksal der Geburt gehört hatte. Schon bei seinen Lebzeiten brachte er durch seine Verbindungen mich bei dem Regiment unter, dem er selbst als General vorstand; später, als er starb, rückte ich schnell vorwärts, denn alle Menschen, mit denen ich zu thun hatte, waren mir gut und mochten mich gern leiden. In Rußland ist es anders wie hier; hier ist es zu sehr überfüllt mit Menschen; Einer nimmt dem Andern den Lebensunterhalt fort, darum sind sie neidisch und es herrschen Mißgunst und Habgier unter ihnen. Die weiten Ebenen von Rußland haben jedoch noch viel Platz für die Menschheit,

und kann sich deßhalb mit Bequemlichkeit ausdehnen.

Dies war die Geschichte des jungen Deutsch-Russen, die Gertrud mit Interesse anhörte, theils weil sie wirklich merkwürdig war, theils weil sie in einem anspruchlosen, natürlichen einfachen Tone von dem jungen Manne vorgetragen wurde. Er fragte sie mit zarter Schonung, ob sie keine Kinder hätte? Gertrud verneinte seufzend. Dieses Glück hätte sie stets entbehrt, und beklagte es jetzt doppelt, da sie ihn sähe. Wie würde ich Sie lieb haben, wenn Sie mein Sohn wären! — Er neigte sich nochmals zu ihrer Hand, doch sie umschlang und küßte ihn. Er kam alle Tage zu ihr, die er noch in Berlin war. Eines Tages blieb er aus, und Gertrud erfuhr, daß er plötzlich hätte abreisen müssen.

Petersburg — Moskau.

Die Bekanntschaft mit dem jungen Maratief hatte den Entschluß bei ihr zur Reise gebracht, sie wollte nun nach Petersburg. Ihre Berliner Freunde riethen ihr auch dazu. Die Jahreszeit war günstig, es ging zum Winter, und der Winter mit seinen religiösen Festen ist in Rußland so günstig, daß das Heer der Sänger und Kunstproducenten aller Art nicht versäumt, sich in dieser Jahreszeit in dem großen Kaiserreiche einzufinden. Gertrud machte sich also bereit zur Reise. Sie nahm einen ältlichen Mann mit, der die Aufsicht über ihre Casse hatte, und ernstlich und geübt sie verwaltete. Die Jahre der Neigungen waren vorüber, es lag ihr jetzt daran, die Casse, die immer in untreuen Händen gewesen war, jetzt auf das Gewissenhafteste selbst zu verwalten und auf das

Genaueste zu wissen, wie viel sie erwarb, und das Erworbene gut beisammenzuhalten. Es trug diese Ansicht auch ihre Früchte, Gertrud, die zu den Zeiten ihrer kolossalen Einnahme immer, wenn sie nachsah, eine Leere in der Casse gefunden hatte, bemerkte jetzt, wie ein Hundert sich zu dem andern gesellte, wie ein Tausend mit dem nächstfolgenden vertraulich beisammenblieb. Dies machte ihr Freude, denn sie dachte an das Alter und an die Jahre, wo sie wahrscheinlich nicht mehr singen würde.

In Petersburg, wo ihr ein glänzender Ruf voranging, wurde sie sehr gut aufgenommen. Sie gab Concerte und sang Abends in den Kreisen der vornehmen Welt. Treu dem Rathe Hiller's, den sie leider in Berlin außer Acht gelassen, vermied sie es, große Meisterwerke der Tonkünstler zu geben, sie wurden auch in Petersburg nicht verlangt, man war schon sehr befriedigt, wenn man ein Paar ältere Sachen von Paësiello, Jomelli und Anderen hörte. Im Ganzen hatte auch die neumodische Manier des Gesanges, in der die Catalani herrschte, um sich gegriffen, und man hörte nur diese prahlenden und blendenden Musikstücke. Nachdem sie von dem Kaiser und der kaiserlichen Familie reich beschenkt worden war, und auch von den russischen Großen ansehnliche Ho-

norare empfangen hatte, machte sie sich nach Moskau auf den Weg, wohin sie ein eigener Zug des Herzens trieb. Es beherrschte sie das Verlangen, den jungen liebenswürdigen Obersten Maratief wiederzusehen, mit dem sie fortwährend in Correspondenz stand, und der sie dort erwartete. Die Liebe zu Mara, die sie einst so beseligt hatte, war in diesem, seinem veredelten und verschönerten Ebenbilde neu erwacht, und sie dachte sich schon das Entzücken, ihn „Sohn" nennen zu dürfen, wozu sie die Erlaubniß von dem jungen Manne sich erbitten wollte.

Das große, ungeheure Moskau, mit seinen alterthümlichen Thürmen und seinen fremdartigen Kuppeln, nahm sie auf. Sie staunte, als sie die Pracht der Paläste sah, die Großartigkeit der Bauten, das wundersam fremde Leben, das durch die Gassen fluthete, und dabei das gemüthliche gastfreundliche Treiben der Eingeborenen wahrnahm, die sich um die Ehre stritten, die berühmte Fremde zu beherbergen, ihr Ehre, Liebe und Güte, so viel es in ihren Kräften lag, zu beweisen. Maratief war da, und führte sie in ihre neue Wohnung ein, die prachtvoll und bequem ausgestattet war.

Darf ich nicht bei Ihnen wohnen, lieber Oberst? fragte Mara.

Ich lebe als Officier und Junggesell, erwiderte er; Beides wären keine passenden Eigenschaften, um eine Dame bei mir aufzunehmen.

So seien Sie wenigstens so oft mein Gast, als es Ihre Zeit gestattet, lieber Sohn, sagte die Sängerin.

Geben Sie mir wirklich diesen Titel, rief er freudig, um den ich zu bitten nicht wagte. O, meine theure Mutter, wie sehr beglücken Sie mich! Welch' eine Freude bereiten Sie mir! Wie soll ich Ihnen deutlich und treu meinen Dank abstatten?

Dadurch, daß Sie die alte Sängerin lieb haben, erwiderte die Mara. Ich stehe allein in der Welt, es verlangt mich, Jemanden zu haben, der sich um mich kümmert, mir die Augen zudrückt, wenn ich einst sterbe.

Er sank vor ihr auf die Kniee, und drückte ihre beiden Hände an sein Gesicht, das Thränen befeuchteten. O, wenn Sie ein Herz voll Liebe haben wollen, so ist das meine ganz Ihren Wünschen ergeben. Immer, wenn ich vergangene Tage und Ihr Geschick betrachtete, dachte ich: Wie mag doch die Mara über dich denken! Solltest du es wagen dürfen, ihr unter die Augen zu treten? Aber immer hielt mich das Schicksal ab, mir auf diese Frage

eine Antwort zu verschaffen, immer war ich Ihnen fern, bis ein wundersamer Zufall in Berlin mich in Ihre unmittelbare Nähe brachte.

Die Mara hörte diese Aeußerungen mit Vergnügen, sie vergalt die Gefühle des jungen Mannes, indem sie ihm mit mütterlicher Zärtlichkeit in allen seinen Angelegenheiten mit Rath und That zur Seite stand. Als sein Geburtsfest erschien, zeigte sie sich als Eine der Ersten, die ihm ihre Wünsche und Gaben brachte. Sie fand ihn in seinem Kabinet, und bei ihrem Eintritt verbarg er Etwas rasch, was er eben in Händen gehabt hatte. Gertrud wollte nicht fragen, was es sei, aber es that ihr leid, daß er vor ihr ein Geheimniß habe. Nach Mancherlei, was sie mit einander zu sprechen hatten, sagte endlich der Oberst seufzend: das Glück hat mich so reich bedacht, aber den Hauptgegenstand meiner Wünsche entzieht es mir doch! — Welcher ist der? fragte die Sängerin. — Sehen Sie dieses Bild, theure Mutter, rief er, und brachte jetzt selbst zögernd das Versteckte hervor, und urtheilen Sie selbst, da das Original die Copie tausendmal an Reizen übertrifft, ob es nicht der Magnetstein sein soll, nach dem sich alle meine Wünsche richten?

Gertrud nahm das zierliche Kästchen, in dem

das Bild eingeschlossen war, und sah jetzt das Portrait einer Dame, die allerdings sehr lieblich und reizend war. Wer ist sie? fragte sie den Jüngling.

Die Pflegetochter unseres Gouverneurs, antwortete dieser.

Des Generals Solnikoff?

Desselben.

Ich kann mich nicht besinnen, sie gesehen zu haben, sagte die Sängerin. Ich bin in dem Hause sehr wohl bekannt, der General ist Musikkenner und wir verkehren viel mit einander.

Der Oberst sah trüb und nachdenkend vor sich hin, dann sagte er: Man hat sie entfernt, weil man unsere Neigung nicht begünstigen will, doch wird sie in diesen Tagen eintreffen zu dem Namenstage der Generalin. Sie heißt Afanasia und wir lieben uns schon seit Jahren. O Himmel, was wird aus dieser unglücklichen Liebe werden?

Was ist der Grund der Weigerung? fragte Gertrud.

Nichts, als der Eigensinn des Alten, war die Antwort, er will sie keinem Militair geben, und hat das hübsche frische Mädchen aus einem Anfall von Bigotterie dem Kloster bestimmt.

Die Mara tröstete den Liebenden auf's Beste,

im Geheim nahm sie sich vor, in der Sache thätig zu sein. Der alte General hing mit besonderer Achtung und Theilnahme an ihr, sie war fast täglich in seinem Hause, was eines der besuchtesten und besteingerichtetsten in Moskau war. Er gab öfters kleine Concerte, und führte Symphonien und Quartette auf, in denen er selbst mitwirkte. In seiner Jugend hatte er Deutschland gesehen, und war durch ein besonders günstiges Zusammentreffen mit der Todi, die damals in der Zurückgezogenheit von Paris lebte, bekannt geworden. Eine kleine Arie der Todi, angeblich auf und für ihn gemacht, hielt er als ein Heiligthum verborgen, und nur die Mara war die Bevorzugte, die das Blatt zu sehen bekam und auch die Arie sang.

Wie der Namenstag der Generalin erschien, war auch Afanasia gegenwärtig und Gertrud lernte sie kennen. Allerdings war das Bild nur ein sehr schwacher Abriß ihrer reizenden Eigenthümlichkeit. Sie bezauberte alle Welt durch ihre Bescheidenheit, Anmuth und Lieblichkeit; zugleich war eine Wolke von Kummer, die sich ihr unbewußt um das Gesicht lagerte, der fortwährende Beweggrund, die Theilnahme an sich zu ziehen, denn man wünschte ein so vollkommenes Wesen auch vollkommen glücklich zu sehen. Der General behandelte sie hart,

roh und kalt. Die Närrin, sagte er zu Gertrud, hat sich etwas in den Kopf gesetzt, was ich ihr wieder heraustreiben will.

Immer mit dem Glücke ihres Lieblings beschäftigt hatte sich die Mara zu diesem Tage etwas Besonderes ausgedacht. Es wurden kleine Comödien aufgeführt, und die zahlreiche Verwandtschaft des Generals gab sich Mühe, diesen Tag so festlich wie möglich zu machen. Ganz zuletzt trat Afanasia auf mit einer kleinen Scene, die ihr die Mara eingelernt. Sie stand auf der Bühne in Trauer und Wehmuth versenkt, sie wurde gefragt, was ihr fehle, sie zeigte auf einen todten Vogel, und sagte, daß ihr treuer Freund, der theilnehmende Genosse ihrer Einsamkeit, gestorben sei. Man suchte sie zu trösten. Tröstet mich nicht, sagte sie, für den, der wahrhaft trauert, giebt es keinen Trost, und nun sang sie, aber nicht eigentlich sie, sondern die Mara sang hinter den Coulissen die Arie der Todi, die diesen Gedanken ausführte. Es gelang wundervoll. Die Töne quollen mit einer so eigenthümlichen Rührung und in solcher Fülle und Rundung hervor, daß Alle bis zu Thränen bewegt wurden. Auch der General trocknete sich die Augen, er stand auf und umarmte seine Pflegetochter und rief: Wenn solche Geister Dich be-

schützen, mein Kind, da bist Du glücklich! Zugleich brachte er die Mara hervor, stellte sie als die eigentliche Sängerin der Arie vor, und da Jedermann dies schon wußte, so empfing die Sängerin die aufrichtigsten und zahlreichsten Lobeserhebungen.

Nun besinnen Sie sich, General, sagte die Mara, in welcher Beziehung die berühmte Sängerin Ihnen diese Arie gab?

In welcher Beziehung? sagte der alte Mann, ich war damals heftig verliebt und hatte lange keine Nachrichten von meiner Angebeteten, er faßte dabei seine Frau an der Hand, bekommen.

So gedenken Sie, theurer Freund, mit Nachsicht Aller, die in ähnlicher Lage sind. Gedenken Sie meines armen Pflegesohnes, des Obersten Maratief. Mit diesen Worten führte sie den jungen Mann herbei, der seinerseits wieder Afanasia vor den Vater brachte.

Ihr Pflegesohn? rief der General überrascht.

Er ist's! sagte die Mara. Die günstige Stimmung, in der sich der General befand, das Glück, das er selbst genoß, die Erinnerung an die Angst und die Verzweiflung, die er damals empfunden, die Nachricht, daß der junge Oberst mit seiner theuren Freundin verwandt sei, Alles wirkte so

günstig, daß er sich gütig und hoffnungsvoll erklärte, und die Liebenden neuen Muth gewannen.

Gieb sie zusammen, Freund Frühstück, sagte ein alter Kriegskamerad zum General. Weil heute ein so gottgesegneter Tag ist, und weil unsere Freundin, die berühmte Elisabeth Federowna darum bittet. Dies war nehmlich der russische Name der Sängerin.

Es sei, tönte die Antwort; nach Verlauf eines Jahres mag er wieder anfragen, unterdessen werden die Hochzeitskleider genäht werden. Die Liebenden waren glücklich, sie dankten der Mara, als der Begründerin ihres Glückes; diese wehrte ab, und nannte den Gouverneur. Man war herzlich froh und scherzte und plauderte. Ich möchte nur wissen, fing die Mara an, indem sie den Gouverneur ansprach, warum Sie Ihr Freund „Frühstück" nannte?

Ach! erwiderte der Gouverneur lachend, das ist eine Geschichte aus meiner frühesten Jugend, und nur sehr vertraute Freunde haben das Recht darauf anzuspielen. Ich will sie Ihnen erzählen. Es war zu den Zeiten unserer gottgefälligen und allberühmten Kaiserin Katharina, besonders gottgefällig, weil sie an mir wie eine Mutter gehandelt hat. Gesegnet sei ihr Andenken! Ihr müßt wissen, Freunde, ich bin ein Findling! Das ist

keine Schande, obgleich es keine Freude gewährt. Ich ward von sehr armen Eltern als ihr Sohn angenommen, und sie hatten die Absicht, mich gut oder böse aufzuziehen, obgleich sie selbst schon zwölf Kinder hatten. Damals, als dieses würdige Paar darüber nachsann, wie sie mich anschirren sollten, daß ich, so jung ich war, schon helfen sollte den Karren aus dem Schmutz zu ziehen, in dem die sämmtliche Familie saß, geschah es, daß die Kaiserin Katharina, die eben den Thron bestiegen hatte, hieher nach Moskau kam, um sich dem alten Gebrauche gemäß krönen zu lassen. Sie kam hier an, bereits kränklich, und wurde vollends krank, so daß man ein Dutzend Aerzte aus allen Enden des Reiches zusammenberief, um sie wieder gesund zu machen. Ihre gute Natur half sich selbst, oder, wenn wir es von der frommen Seite betrachten wollen, ein Pilgergang nach unserem berühmten Kloster in der Nähe brachte sie wieder auf die Beine. Während sie so krank lag, überlegte sich das Landvolk, was zu thun sei, denn alle Welt, besonders der Bauer, wünschte sie gesund zu sehen, denn sie war so gar gut; meine Pflegeeltern überlegten auch, und da sie herzenseinfältige, dick im Aberglauben sitzende Leute waren, kam aus ihrem Ueberlegen etwas recht Dummes zu Stande.

Sie hatten gehört, die Kaiserin verspeiste täglich ein neugeborenes Kind, und das gäbe ihr die gute Gesundheit. Nur war das abscheulich, aber die Pflegeeltern glaubten es, und damit die Kranke bald wieder gesund werde, beschlossen sie, da ich ihnen doch unnütz war, mich zur Speise der Landesmutter auszuwählen, und zwar brachten sie mich „zum Frühstück" der Fürstin hin, mit etwas Pfeffer und Salz, denn, pflegte meine Pflegemutter zu sagen, ohne dieses kann rohes Fleisch nicht gut thun.

Die Kaiserin begriff nicht, was sie wollten, als sie mit dem gesunden, pausbäckigen Kinde erschienen; später, als sie es begriff, war sie nahe daran, den Leuten den Kopf abschlagen zu lassen, da sie aber einsah, daß der tolle Rath aus gutem Herzen kam, nahm sie das Kind, dankte den Bauern und ließ mich auf ihre Kosten groß ziehen. Seht, Freunde, das ist der Ursprung jenes Beiwortes, das ich lange Zeit führte, und das ich jetzt noch nicht abgelegt habe, wie mein Freund beweist. Der Kaiserin „Frühstück" hieß es ein adliges Cadettencorps, und als ich meine erste Medaille bekam zur Auszeichnung, lautete es in den Listen: Das Frühstück hat sich ausgezeichnet und hat einen Orden bekommen. Das Frühstück hat dies und das gethan, das Frühstück war dabei, als diese

oder jene Sache vorfiel — immer war es das Frühstück. Später, als ich durch die Gnade der Kaiserin so hoch stieg, hörte der Spottname auf.

Man amüsirte sich über die Geschichte, und die Damen wunderten sich über den Grad von Aberglauben und Rohheit unter den Bauern, der diese That überhaupt möglich machte.

Ihr müßt nur denken, liebe Freundin, welche Zeit es war, wie viele Jahre darüber vergangen sind, und wie so etwas jetzt nicht mehr möglich ist.

Das ist ja rein chinesisch oder vielmehr caraibisch, rief die Mara. Was mußte die menschenfreundliche Kaiserin empfunden haben, als sie das hörte! —

Sie hat noch ganz andere Dinge hören müssen, rief der General. Machte doch eine religiöse Sekte der Altgläubigen allen Ernstes den Vorschlag, sie solle sich selbst aufspeisen lassen zum Besten der Religion und des Landes. Es wurde als Scherz gewendet, aber es war im Ernst gemeint. —

Schluß.

Die Mara hatte begonnen während der sechs oder sieben Jahre, die sie jetzt in Moskau lebte, sich vollkommen häuslich dort niederzulassen. Die Stadt und die Weise ihrer Bewohner sagten ihr unbeschreiblich zu, dabei hatte sie ihren wohlerworbenen Besitz, hatte ein Haus in der Stadt, das ihr eigen gehörte, und dann auch einen ansehnlichen Garten vor der Stadt, ebenfalls mit einem Hause und Treibereien versehen. Sie gab im Jahre zwei oder drei öffentliche Concerte, die überfüllt besucht wurden, die größten Honorare zahlten ihr jedoch die vornehmen und reichen Häuser, in denen sie Musikunterricht gab. Es war Mode, von der Mara Anleitung im Singen zu erhalten; wer diesen berühmten Namen nicht unter seinen Lehrern nennen konnte, dessen Fertigkeit wurde

nicht für vollkommen ausgebildet gehalten, dessen Methode im Gesange war fehlerhaft. Zu ihren geselligen Annehmlichkeiten gehörte in letzter Zeit auch das Haus ihres Stiefsohnes, dessen Heirath mit Afanasia Solnikoff sie glücklich zu Stande gebracht hatte.

Welch' eine glückliche Zukunft blühte nicht der alten Dame! Wie gesichert hatte sie ihre Existenz! Der Ehrgeiz schwieg, oder ließ sich mit leichter Kost abfinden, und diese leichte Kost gewährte ihr Moskau und dessen reiche Aristokratie; England, Frankreich und Deutschland war es freilich nicht, doch mußte sie auch bedenken, sie hatte nicht mehr die Mittel, um auf jenem hohen Welttheater eine Rolle zu spielen, und die bescheidene Rolle, die sie jetzt übernommen, dafür war Moskau ein dankbarer, überreicher Boden. Zuweilen kamen auch über Wien angesehene Fremde nach Moskau, mit denen knüpfte sie eine einst kultivirte Bekanntschaft wiederum an, und diese gaben ihr eine lebhafte Erinnerung an die einstigen schönen Zeiten ihres Ruhms.

Sie glaubte nicht anders, als daß sie hier ihr Leben beschließen würde, aber es war anders im Buche des Schicksals verzeichnet. Napoleon's siegreiche Heere näherten sich Moskau. In Folge

der bekannten trübseligen Ereignisse traf Moskau das große Unglück eingeäschert zu werden. Fast die ganze prächtige und reiche Herrenstadt ging in Flammen auf. Alles flüchtete; unter den Flüchtlingen war auch die alte Sängerin, die am Arm einer ihrer ergebensten Schülerinnen auswanderte. Hinter ihr wütheten die Flammen, ein ungeheures Flammenmeer, und vor ihr lag ein kleines Dorf, wohin sie flüchtete. Mitten in dem Graus dachte sie an das Bild, das sie im Zauberspiegel in Paris gesehen, und lebhaft fiel ihr die Wahrheit der prophetischen Darstellung ein. Hier wanderte sie nun, ihres Guts und ihrer Habe verlustig, am Arm einer Schülerin, in's Elend! —

Unbeschreiblich war die Verwirrung und das Unglück, das über die armen Einwohner der Stadt hereingebrochen war. Später, als die Fackel des Kriegs wieder verlöscht war, lag die stolze Stadt, ein Trümmerhaufen, vor den Blicken der Zurückkehrenden. Die Mara hatte Alles eingebüßt; ihr Haus in der Stadt, der schöne Garten, Alles war in Trümmer verwandelt. Auch brauchte Niemand mehr eine Musiklehrerin, zu Concerten gab es nun vollends keine Aussicht, die unglückliche Sängerin mußte ihren Stab anderswohin wenden. Da schrieb ihr eine befreundete Familie in Ehstland

und lud sie zu sich ein. Mit Freuden ergriff die Obdachlose dieses Asyl. Sie kam und fand willkommene Aufnahme in einem liebevollen Familienkreise, den sie durch ihre Kunst zu beleben verstand.

Was den General Solnikoff betrifft, so erlöste ihn das Schicksal von der herben Aufgabe, die Stadt, Napoleon gegenüber, vertheidigen zu müssen, er starb kurz vor dem Einfall des siegenden Heeres in Rußland. Der Oberst Maratief fand den Tod in der Vertheidigung; seine junge Wittwe zog in der Gegend von Moskau zu einer Verwandten.

Somit war doch ziemlich gut für die alte Sängerin gesorgt. Sie hatte ihr erworbenes Vermögen verloren, aber sie gewann dafür einen freundschaftlichen Boden, wo der Baum ihres wechselvollen Lebens noch spät Wurzel faßte, und zu einem ruhigen, vom Sturm nicht bewegten Wachsthume sich entfaltete. Sie zog abwechselnd von Liefland nach Ehstland, immer den Schatz ihres Wissens mit sich führend und mit diesem und ihrer offenen liebenswerthen Natur überall willkommen, wo sie sich nur nahte. Sie war schon am Anfange der siebziger Jahre, als es sie noch einmal gelüstete, Deutschland zu sehen und wo möglich noch ein

kleines Vermögen sich zu sammeln. Der Plan war unglücklich gefaßt, denn sie konnte sich denken, daß überall eine völlig andere Zeit gekommen war und daß Niemand mehr Sinn für die Berühmte des vorigen Jahrhunderts, wenn sie sich selbst als greises Mütterchen zeigte, haben würde. So war es auch. Sie kam nach Cassel, ihrer Vaterstadt, man begrüßte sie fremd und mit Verwunderung. Die Mara! hieß es überall, lebt sie noch? Wer hätte das gedacht? Und wagt sie wirklich noch zu singen? setzte man hinzu. Ja, die Greisin sang, aber wie? Man mußte lauschen, um nur einen der leisen zitternden Töne zu hören, die ihren Lippen entglitten. Aus einer Stadt, wo sie ein Concert gab, stand in der Zeitung: Auch haben wir eine Merkwürdigkeit, nicht minder interessant als das Erscheinen der fabelhaften Seeschlange, zu berichten, wir haben die alte Sängerin Mara gehört, doch gehört ist nicht das rechte Wort, sie hat durch Zeichen mit uns gesprochen, die wir aus Mitleid übereingekommen sind, Gesang zu nennen. Gott möge sie, aus Mitgefühl für die gepeinigte Muse des Gesangs, wie aus Liebe für die sehr ehrenwerthe Künstlerin, bald zu sich nehmen.

Und Gott nahm sie zu sich. Sie kehrte be=

trübt und ohne etwas gewonnen zu haben nach Liefland zurück. Hier lebte sie nur noch wenige Jahre, und eines Morgens, es war gerade am Jahrestage ihrer Verheirathung mit Mara, war sie entschlafen. Auf ihrem Sarge lag ein goldener Lorbeerkranz, und die Worte waren auf eine Tafel geschrieben:

Der größten deutschen Sängerin.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Leipzig erschienen ferner:

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. circa 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. circa 3 Thlr. 15 Ngr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Lex. 8. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. gebunden mit vergold. Deckenverzierungen. 4 Thlr. 10 Ngr.

Sternberg, A. von, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 3 Bde. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. 2. Auflage. broch. 24 Ngr.
Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr.
Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr.
Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 5 Ngr.

